Fernan Caballero's

sämmtliche Werke.

Dritter Theil.

Fernan Caballero's

sämmtliche Werke.

Aus dem Spanischen übersetzt

von

August Geyder.

Dritter Theil: Die Möwe II.

Breslau:
Josef Max und Komp.
1860.

Die Möwe.

Ein Sitten-Roman

von

Fernan Caballero.

Aus dem Spanischen übersetzt

von

August Geyder.

Zweiter Theil.

Breslau:
Josef Max und Komp.
1860.

Die Möwe.

Erstes Kapitel.

> Der spanische Nationalcharakter ist ein Feind alles erkünstelten Wesens, er verlangt daher weder, noch erkennt er an, was man in andern Ländern guten Ton nennt. In Spanien besteht der gute Ton in der Natürlichkeit, denn was hier natürlich ist, ist zugleich auch elegant.
>
> Der Verfasser.

Der Monat Juli war in Sevilla außerordentlich heiß gewesen. Die Abendgesellschaften fanden in jenen reizenden Höfen statt, deren schöne Marmorbecken mit ihren plätschernden Springbrunnen hinter der großen Menge blühender Topfgewächse verborgen waren. Von den Decken der den Hof umgebenden Korridore hingen mächtige Laternen oder Glaskugeln herab, welche rings umher Ströme von Licht ergossen. Die Blumen durchdufteten die Luft und den Glanz des Ganzen erhöhten das reiche, ringsumher aufgestellte Hausgeräth, vor Allem

aber die schönen Sevillanerinnen, deren lebhafte, heitere Unterhaltung mit dem sanften Gemurmel der Brunnen wetteiferte.

Eines Abends gegen Ende des Monats war eine große Gesellschaft bei der jungen, schönen und eleganten Gräfin von Algar versammelt. Man schätzte sich überaus glücklich, wenn man in ihr Haus eingeführt war. Das hatte nun keineswegs große Schwierigkeiten, denn die Herrin des Hauses war so liebenswürdig und so zugänglich, daß sie alle Welt mit gleicher Freundlichkeit und Herzlichkeit empfing. Daß aber jeder Vorgestellte ohne Weiteres wiederkehren durfte, wollte ihrem Oheim, dem General Santa Maria, durchaus nicht gefallen. Derselbe war ein Soldat aus den Zeiten Napoleon's, ein ausgezeichneter Krieger und, wie alle seine Kameraden aus jenen Tagen, etwas heftigen, exklusiven, absoluten und unfreundlichen Wesens, kurzum ein klassischer Sohn des Mars, der fest davon überzeugt war, daß alle Beziehungen unter den Menschen nur im Befehlen und Gehorchen bestehen und daß der eigentliche Zweck und der Hauptnutzen der Gesellschaft darin liegt, einem Jeden seine gebührende Stufe anzuweisen. Im Uebrigen war er ein Spanier wie Pelayo und tapfer wie der Cid.

Der General, seine Schwester, die Marquise von Guadalcanal, die Mutter der Gräfin und einige Andere spiel=

ten L'Hombre; Etliche gingen in den Korridors umher und sprachen von Politik; die Jugend beiderlei Geschlechts saß bei den Blumen, plauderte und lachte, als wenn die Erde nur Blumen zu spenden, die Luft nur vom fröhlichen Gelächter wiederzuerschallen hätte.

Die Gräfin lag halb auf einem Sopha hingestreckt und klagte über heftigen Kopfschmerz; trotzdem war sie fröhlich und guter Dinge. Sie war klein, schlank und weiß wie Alabaster. Ihr üppiges, blondes Haar ringelte sich in Locken nach englischer Weise. Ihre großen braunen Augen, ihre Nase, ihre Zähne, ihr Mund, das Oval ihres Gesichts waren Muster der Vollkommenheit, ihre Anmuth unvergleichlich. Von ihrer Mutter auf's Höchste geliebt, von ihrem Gatten angebetet, der, kein Freund der Gesellschaft, ihr trotzdem eine unbeschränkte Freiheit gewährte, da sie tugendhaft und er voller Vertrauen war, konnte die Gräfin wohl für ein verzogenes Kind gelten. Dank ihrem vorzüglichen Charakter mißbrauchte sie jedoch ihre Vorrechte nicht. Sie besaß keine großen geistigen Fähigkeiten, dagegen das Talent des Herzens; sie fühlte richtig und zart. All' ihr Ehrgeiz ging darauf hinaus, sich ohne Uebermaß zu ergötzen und zu gefallen, wie der Vogel, der da fliegt, ohne sich dessen bewußt zu sein, und singt, ohne sich anstrengen zu dürfen. Sie war diesen Abend ermüdet und etwas unwohl vom Spaziergang zurückgekehrt und hatte ihr

Kleid mit einem Ueberwurf von weißem Mousselin vertauscht. Ihre weißen, runden Arme waren kaum von den weiten, mit Spitzen besetzten Aermeln bedeckt; Bracelet und Ringe hatte sie vergessen abzulegen. Neben ihr saß ein junger Oberst, der soeben von Madrid angelangt war und sich in dem Kriege von Navarra ausgezeichnet hatte. Die Gräsin, die nicht zu heucheln verstand, war gegen ihn die Aufmerksamkeit selbst.

Der General Santa Maria sah ab und zu nach ihnen hin und biß sich ungeduldig in die Lippen.

„Eine neue Frucht!" sagte er. „Wenn diese neue Erscheinung auf sie keinen Eindruck macht, dann ist sie keine Tochter Eva's. Ein unbedeutender Fant! Vierundzwanzig Jahre alt und bereits drei Tressen! Wann ist je mit den Chargen so verschwenderisch umgegangen worden! Vor fünf oder sechs Jahren ging er noch in die Schule und jetzt befehligt er bereits ein Regiment! Freilich wird man uns sagen, daß er ob seiner glänzenden Tapferkeit so rasch avancirt ist. Aber Tapferkeit, behaupte ich, giebt noch keine Erfahrung, und wer keine Erfahrung besitzt, versteht auch nicht zu befehlen. Ein Oberst von vierundzwanzig Jahren und dabei aktiv! Ich wurde es mit vierzig, nachdem ich in Rousillon, Amerika und Portugal gedient hatte, und die Generalsschärpe erhielt ich erst, als ich mit Romana aus dem Norden zurückgekehrt war und im Unabhängigkeitskriege

gekämpft hatte. Meine Herren, es ist nicht zu leugnen, daß wir in Spanien sammt und sonders verrückt geworden sind, die Einen durch das, was sie gethan, die Andern durch das, was sie unterlassen haben."

Da vernahm man laute Begrüßungen. Selbst die Gräfin wurde munterer und stand rasch auf.

„Endlich," rief sie, „sehen wir den Verschwundenen wieder! Tausendmal willkommen, unglücklicher Jäger und schlecht gesattelter Reitersmann! Welche Angst haben wir ausgestanden! Aber, was ist das? Sie sehen ja aus, als wenn Ihnen gar nichts widerfahren wäre! Ist es denn wahr, was man uns von jenem wunderbaren deutschen Arzt erzählt hat, der gleich einem Phantasiegebilde aus den Ruinen eines Forts und eines Klosters hervortrat? Herzog, erzählen Sie uns alle diese außerordentlichen Begebenheiten."

Der Herzog wurde von allen Anwesenden ob seiner Heilung und Rückkehr beglückwünscht; dann setzte er sich der Gräfin gegenüber und erzählte Alles, was der Leser bereits weiß. Nachdem er Vieles über Stein und Maria berichtet hatte, schloß er damit, daß er mittheilte, wie beide ihn auf seine Veranlassung hierher begleitet hätten, Stein, um seine Kenntnisse, und Maria, um die außerordentlichen Gaben zu verwerthen, mit denen sie die Natur ausgestattet hätte.

„Das war nicht recht gethan!" entschied ohne Weiteres der General.

Die Gräfin wandte sich rasch nach ihrem Oheim um. „Und weshalb war es nicht recht gethan, Sennor?" fragte sie.

„Weil derartige Leute," antwortete der General, „zufrieden und ohne Ehrgeiz leben und über das, was sie jetzt gethan, bald anders denken werden. Sagt nicht schon der Titel eines spanischen Lustspiels: Keiner soll das Gewisse für das Ungewisse hingeben?"

„Sie glauben also, Oheim," versetzte die Gräfin, „daß diese Frau mit ihrer herrlichen Stimme den Felsen, an dem sie gleich einer Auster klebte, verläßt, ohne dadurch Vortheile und Ruhm für sich, für die Gesellschaft und für die Kunst zu erreichen?"

„Ei, Nichte, willst Du uns denn durchaus glauben machen, daß die Gesellschaft viel dadurch gewinnt, wenn eine Frau die Bretter betritt und di tanti palpiti singt?"

„Nun," sagte die Gräfin, „man sieht, daß Sie kein Musikfreund sind."

„Und ich danke Gott von ganzem Herzen, daß ich es nicht bin," entgegnete der General. „Willst Du denn, daß ich den Verstand verlieren soll, wie so Viele, die sich wie toll für Musik und für die Sündfluth von Noten begeistern, welche ganz Europa überschwemmt?

Soll ich mit meinem schwachen Enthusiasmus den ungemessenen Hochmuth dieser Könige und Königinnen von der Kehle noch vermehren helfen? Sollen meine Peseten die kolossalen Einnahmen derselben noch erhöhen, während so viele tapfere, mit Wunden bedeckte Offiziere Hungers sterben, während so viele tüchtige, mit christlichen Tugenden gezierte Frauen ihr Leben verweinen und um ein Stück Brot betteln müssen? Wahrlich, das schreit zum Himmel und ist, wie man jetzt zu sagen pflegt, ein recht eigentlicher Sarkasmus in einer Zeit, in der diese heuchlerischen Schönredner das Wort Humanität gar nicht mehr im Munde führen. Ich sollte hingehen und einer Primadonna Blumen streuen, deren ganze empfehlenswerthe Takelage aus c, d, e, f, g, a, h besteht?"

„Mein Oheim," sagte die Gräfin, „ist der personifizirte Status quo. Alles Neue ist ihm zuwider. Ich will so rasch wie möglich alt werden, um ihm zu gefallen."

„Das wirst Du nicht thun, Nichte," entgegnete der General; „aber ebensowenig wirst Du verlangen, daß ich wieder jung werde, um der gegenwärtigen Generation zu schmeicheln."

„Worüber streitet mein Bruder?" fragte die Marquise, die bis jetzt das Spiel in Anspruch genommen und die daher die Unterhaltung unbeachtet gelassen hatte.

„Mein Oheim," sagte ein junger Offizier, der leise

eingetreten war und sich neben dem Herzog niedergelassen hatte, „mein Oheim predigt einen Kreuzzug gegen die Musik. Er hat den Andantes den Krieg erklärt, die Moderatos verbannt und giebt nicht einmal den Allegros Pardon.“

„Mein lieber Rafael!“ rief der Herzog und umarmte den Offizier, der ihm verwandt und dem er sehr zugethan war. Es war ein kleiner, aber feiner, zierlicher Herr; sein Gesicht war eines von denjenigen Männergesichtern, die man für außerordentlich hübsch zu erklären pflegt.

„Und ich,“ erwiederte der Offizier, indem er die Hände des Herzogs ergriff, „ich hätte mir beide Beine abnehmen lassen, hätte ich dadurch das Unglück verhindern können, welches Sie betroffen hat! — Doch wir reden von der Oper und ich will hier nicht wie in einem Melodrama erscheinen.“

„Da haben Sie recht,“ sagte der Herzog; „es ist besser, Sie erzählen mir, was sich während meiner Abwesenheit Neues zugetragen hat. Was erzählt man sich?“

„Daß meine Cousine, die Gräfin von Algar,“ entgegnete Rafael, „die Perle unter den Sevillanerinnen ist.“

„Ich habe gefragt, was es Neues giebt,“ meinte der Herzog, „und will nicht hören, was ich bereits weiß.“

„Herr Herzog,“ fuhr Rafael fort, „Salomon hat

behauptet, und viele Weise — zu denen ich auch gehöre — haben es wiederholt, daß es nichts Neues giebt unter der blauen Himmelsdecke."

„Wollte Gott, daß dem so wäre," sagte seufzend der General; „aber mein Neffe Rafael Arias ist der lebendige Widerspruch gegen seine Behauptung. Er bringt uns immer neue Gesichter in die Abendgesellschaften und das ist unausstehlich."

„Mein Oheim," sagte Rafael, „schwingt den Degen gegen die Fremden. Der Fremde ist der Bubu des Generals Santa Maria. Hätten Sie, Herr Herzog, mich nicht zu Ihrem Adjutanten ernannt, als Sie noch Kriegsminister waren, so würde ich nicht so viel Bekanntschaften bei dem diplomatischen Corps in Madrid gemacht haben und nicht so mit Gesuchen um Empfehlungsbriefe bestürmt werden. Glauben Sie denn, Oheim, daß es mir, seit ich nach Sevilla gekommen bin, Vergnügen macht, den Cicerone eines jeden Reisenden abzugeben?"

„Und was verpflichtet uns," versetzte der General, „die Pforten jedem Ankömmling angelweit zu öffnen und uns ihm zur Verfügung zu stellen? Das geschieht nicht in Paris und noch viel weniger in London."

„Jedes Volk hat seinen besonderen Charakter," sagte die Gräfin, „und jede Gesellschaft ihren eigenthümlichen

Brauch. Die Fremden sind zurückhaltender wie wir, sie sind es aber auch unter sich. Man muß gerecht sein."

„Sind neuerdings wieder welche angekommen?" fragte der Herzog. „Ich frage, weil ich den Lord G. erwarte, einen der ausgezeichnetsten Menschen unter denen, die ich kenne. Wäre er bereits in Sevilla?"

„Bis jetzt ist er noch nicht eingetroffen," versetzte Rafael. „Jetzt haben wir hier erstens den Major Fly, den wir eben deshalb die Fliege nennen. Er dient bei der Garde der Königin und ist ein Neffe des Herzogs von W., des angesehensten Mannes in England."

„Ja, ja! Ein Neffe des Herzogs von W.," sagte der General, „wie ich ein Neffe des Großsultans bin."

„Er ist jung," fuhr Rafael fort, „ein eleganter, guter Bursche, aber von einer kolossalen Gestalt, so daß man sich in einer gewissen Entfernung von ihm hinstellen muß, wenn man seine Unterhaltung genießen will. In der Nähe erscheint er so groß, so stark, so eckig und so plump, daß er um hundert Prozent verliert. Wenn er nicht bei Tafel sitzt, habe ich ihn in und außer dem Hause stets an meiner Seite; sagt ihm mein Bedienter, ich wäre ausgegangen, so antwortet er; er würde mich erwarten, und wenn er zur Thür hereinkommt, eile ich zum Fenster hinaus. Er ist gewohnt, mit seinem Stock wie mit einem Stoßdegen Fechtübungen zu machen, und wenn gleich seine Stöße unschädlich sind und nur die

Luft verwunden, so ist doch sein Arm so stark und so lang, dagegen mein Zimmer so klein, daß er mir die Wände durchlöchert und bereits mehrere Fensterscheiben zertrümmert hat. Auf den Stühlen sitzt er und wiegt, schaukelt und räkelt sich dergestalt, daß sie aus dem Leim gehen müssen. Wenn meine Wirthin ihn nur ansichtig wird, wandelt sie sich in eine Furie um. Manchmal ergreift er ein Buch, und das ist das Beste, was er thun kann, denn alsdann schläft er ein. Besonders stark ist er aber in Eroberungen: die sind sein Steckenpferd, seine fixe Idee, seine einzige Hoffnung, obgleich er sich dabei wie ein Grünschnabel benimmt. In Bezug auf das schöne Geschlecht lebt er in derselben Täuschung wie jener Galizier, der nach Mexiko ging, weil er glaubte, dort könnte er die Piaster von der Straße auflesen. Ich habe mir Mühe gegeben, ihm klaren Wein einzuschenken, allein meine Stimme war die eines Predigers in der Wüste. Rede ich vernünftig, so lächelt er mit einer gewissen ungläubigen Miene und dreht dabei an seinem ungeheuerlichen Schnurrbart. Er ist mit einer Erbin von Millionen versprochen und das Sonderbare dabei ist, daß dieser Ajax von dreißig Jahren, der vier Pfund Rindfleisch als Beefsteaks verschlingt und drei Flaschen Xerex auf einem Niedersitzen aussticht, seiner Braut vorgeredet hat, er müßte um seiner Gesundheit willen reisen.

Ein zweiter Nichtsguts, wie mein Oheim zu sagen pflegt, ist ein Franzose, ein Baron von Maude."

„Baron!" sagte der General schelmisch: „Ja, ja, Baron wie ich Papst!"

„Aber um Gottes willen, Oheim," fragte die Gräfin, „weshalb soll er denn kein Baron sein?"

„Meine Nichte," antwortete der General, „weil die echten Barone — nicht die des Napoleon, auch nicht die konstitutionellen — sondern die aus früherer Zeit, nicht reisen und für Geld schreiben, nicht so schlecht erzogen, so neugierig sind und so rastlos Fragen stellen."

„Aber, lieber Oheim, es kann einer doch wohl ein Baron sein, wenn er auch andere Leute ausfragt. Durch Fragen verliert man den Adel nicht. Nach seiner Rückkehr in die Heimath wird er sich mit der Tochter eines Pairs von Frankreich vermählen."

„Er wird sich mit ihr vermählen wie ich mit der Tochter des Großsultans," entgegnete der General.

„Mein Oheim," sagte Arias, „ist wie der heil. Thomas: Sehen und glauben. Aber um auf unsern Baron zurückzukommen, so muß man gestehen, daß er ein recht hübsches Aussehen hat, obgleich er wie ich vor der Zeit zu wachsen begann. Er hat einen liebenswürdigen Charakter; aber dabei will er sich als ein Gelehrter geltend machen. Er spricht ebenso über Kunst wie über Politik, über Geschichte wie über Musik, über Statistik, Philo-

sophie, Finanzwesen und Moden. Gegenwärtig schreibt er ein Werk ernsten Inhalts, wie er sagt, durch welches er in die Deputirtenkammer zu gelangen hofft. Der Titel lautet: Wissenschaftliche, philosophische, physiologische, artistische und geologische Reise durch Spanisch-Iberien, mit kritischen Bemerkungen über seine Regierung, seine Köche, seine Literatur, seine Landstraßen und Kanäle, seinen Ackerbau, seine Tänze und sein Abgabensystem. Affektirt nachlässig in seiner Kleidung, ernst, umsichtig, überaus sparsam, ist er eine unvollkommene Frucht aus jenem Treibhaus politischer Männer, welches vorzeitige Erzeugnisse ohne Frühling, ohne belebenden Windhauch und ohne frische Luft liefert: Früchte ohne Saft und Duft. Diese Menschen stürzen sich mit voller Dampfkraft auf die Jagd nach einem Fortkommen, nach dem, was sie eine Stellung nennen, und opfern dem alles Uebrige; es sind traurige, gequälte Existenzen, für welche der Tag des Lebens kein Morgenroth hat."

„Rafael, das nennt man philosophiren," sagte der Herzog lächelnd. „Wenn Sokrates jetzt lebte, würdest Du lieber sein Schüler als mein Adjutant sein?"

„Mein General, den Adjutantenposten möchte ich nicht gegen das Apostelamt vertauschen," erwiederte Arias. „Allein es ist gewiß wahr, daß man nicht so viele schlechte

Lehrer antreffen würde, wenn es nicht so viele unwissende Schüler gäbe."

„Sehr richtig, Neffe!" rief der alte General. „Wie viele neue Lehrer giebt es nicht? und jeder lehrt einen Gegenstand, predigt eine Doktrin, je neuer, desto besser. Der Fortschritt! der herrliche, nie genug erwogene Fortschritt!"

„General," versetzte der Herzog, „um das Gleichgewicht auf unserm Erdball zu erhalten, muß es Gas und muß es Ballast geben; die Kraftäußerung beider ist ihnen gegenseitig nöthig; würden sie dies einander nicht zugestehen, so müßten sie sich gänzlich vernichten."

„Das was Du sagst," entgegnete der General, „sind Lehren der rechten Mitte, und gerade diese hat uns mit ihren verschämten Meinungen, mit ihren erbettelten Ausdrücken, wie sich das bei weitem verständigere Volk als die erleuchteten Anhänger des Moderantismus zu äußern pflegt, den größten Schaden gebracht; sind es ja gewaltige Heuchler mit schöner Haut und schlechtem Fleisch, Anbeter des höchsten Wesens, die nicht an Jesus Christus glauben."

„Mein Oheim," sagte Rafael, „haßt alle Gemäßigten, so daß er, indem er sie bekämpft, alle Mäßigung verliert."

„Schweige, Rafael!" entgegnete die Gräfin, „Du bekämpfst und verspottest alle Meinungen und hast selbst

gar keine, damit es Dir nicht erst Mühe macht, sie zu vertheidigen."

„Cousine," rief Rafael, „ich bin liberal; das sagte mein leerer Geldbeutel."

„Wie kannst Du liberal sein?" sagte der General mit heftiger Stimme.

„Und weshalb soll ich es nicht sein, Sennor? Der Herzog ist es ja auch."

„Wie kannst Du liberal sein?" wiederholte der General mit kräftiger, aber gedämpfter Stimme, daß es wie ein Trommelwirbel klang.

„Ei," murmelte Rafael, „mein Oheim duldet augenscheinlich nur, daß die. Künste liberal sind, die diesen Namen führen. — Sennor," fuhr er zu seinem Oheim gewandt fort, da der Neffe ein großes Vergnügen darin fand, ihn in Wuth zu bringen, „weshalb soll der Herzog nicht liberal sein? wer kann ihn daran hindern, wenn es ihn gelüstet, liberal zu sein? wird er dadurch häßlicher, weil er liberal ist? Weshalb dürfen wir nicht liberal sein, Sennor, weshalb?"

„Weil das Militär," versetzte der General, „nichts anderes ist noch sein darf, als die Stütze des Thrones, der Erhalter der Ordnung und der Vertheidiger seines Vaterlandes; verstehst Du, Neffe?"

„Aber, Oheim . . ."

„Rafael," unterbrach ihn die Gräfin, „mische Dich

nicht in Dinge, die Dich nichts angehn, und fahre in Deinem Bericht fort."

„Ich gehorche. Ach, Nichte, stünde ein Heer unter Deinem Befehl, es würde sich nie eines Subordinationsfehlers schuldig machen. — Wir haben in Sevilla noch einen andern Fremden, einen gewissen Sir John Burnwood. Es ist ein Jüngling von fünfzig Jahren, überaus schön, rosenfarbig, mit großer Mähne wie der echte Löwe des Atlas, Augen unbeweglich, Lächeln gleichfalls, Händedrücke links und rechts, großer Schwätzer, von unaufhörlicher Geschäftigkeit und in steter Angst, sein Leben zu verlieren, wie jener Deutsche, der sich aus demselben Grunde zum Fenster hinabstürzte; ein großer Freund von Wetten, ein berühmter Sportsmann, Besitzer ungeheurer Steinkohlengruben, die ihm eine Rente von zwanzigtausend Pfund bringen."

„Ich vermuthe," sagte der General, „zwanzigtausend Pfund Steinkohlen."

„Mein Oheim," meinte Rafael, „läßt wie die Börsenmänner die Rente nach Belieben steigen oder fallen. Sir John wettete, daß er auf einem Pferde die Giralda hinaufreiten würde, und dies war der Hauptbeweggrund, der ihn nach Sevilla brachte. In der That hat es einer unserer alten Könige gethan; allein das Pferd, auf welchem er es ermöglichte, konnte nicht wieder herunter und blieb, wie der Sarg Mahomets, zwischen Himmel und

Erde schweben, so daß man es auf seinem hohen Posten tödten mußte. Sir John ist in Verzweiflung darüber, daß man ihm diesen königlichen Zeitvertreib nicht gestattet. Jetzt will er nach dem Vorgange des Lord Elgin und des Baron Taylor den Alcazar kaufen und ihn Stein für Stein nach seinem Landgut bringen lassen, selbst die, wie es heißt, ewig dauernden Blutflecken des Don Fabrique nicht ausgenommen, den sein Bruder, der König Pedro, vor nunmehr fünfhundert Jahren umbringen ließ."

„Diese Sirs," sagte der General, „sind zu Allem fähig, und es giebt keinen noch so albernen Gedanken, der ihnen nicht einfiele."

„Es kommt noch besser," fuhr Rafael fort. „Neulich fragte er mich, ob ich nicht das Domkapitel veranlassen könnte, ihm die goldenen Schlüssel zu verkaufen, welche der Maurenkönig auf silberner Schüssel dem heil. Fernando darbot, als dieser Sevilla eroberte, und den Becher, aus dem der große König zu trinken pflegte."

Der General schlug so heftig auf den Tisch, daß einer der Leuchter zu Boden fiel.

„Mein General," sprach der Herzog, „bemerken Sie denn nicht, daß Rafael bei seinen Bildern die Farben stark aufträgt und daß Alles, was er sagt, übertrieben ist?"

„Es giebt keine Uebertreibung," versetzte der General, „die den Engländern nicht zuzumuthen wäre."

„Nun kommt aber das Schönste," fuhr Rafael fort, indem er seine Augen auf ein hübsches Mädchen richtete, die der Markise zur Seite saß und dem Spiel zusah. „Sir John hat sich sterblich in meine Cousine Rita verliebt und um sie angehalten. Rita weiß aber durchaus nicht, wie man das kleine Wörtchen Ja ausspricht, und hat daher ein kahles, starkes Nein gesagt, daß es wie ein Kanonenschuß klang."

„Ist es möglich, Ritchen," sagte der Herzog, „daß Sie zwanzigtausend Pfund Rente ausgeschlagen haben?"

„Ich habe nicht die Rente ausgeschlagen," versetzte das Mädchen rasch, ohne ihre Blicke vom Spiel wegzuwenden, „ich habe Alles, was er besitzt, ausgeschlagen."

„Recht so!" meinte der General; „ein Jeder soll sich in seinem Vaterlande verheirathen, dann setzt man sich nicht der Gefahr aus, statt eines Hasen einen Kater zu bekommen."

„Recht so!" fügte die Markise hinzu. „Ein Protestant! Gott bewahre uns davor!"

„Und was meinen Sie, Gräfin?" fragte der Herzog.

„Ich stimme meiner Mutter bei," antwortete diese. „Es ist nicht als etwas Geringfügiges zu erachten, wenn das Haupt einer Familie einer andern Religion angehört als diese. Ich bin auch, wie mein Oheim, der

Meinung, daß Jeder sich in seinem Vaterlande verheirathen soll, und ich erkläre mit Rita, daß ich mich nie mit einem Manne blos deshalb vermählen würde, weil es sich um zwanzigtausend Pfund Rente handelt."

„Uebrigens," sagte Rita, „ist er viel mehr in die Tänzerin Lucia del Salto verliebt, und ich würde daher dem Herrn, selbst wenn er mir gefallen hätte, dieselbe Antwort gegeben haben. Ich habe durchaus keine Lust, mit einer andern und namentlich nicht mit einer Coulissendame zu konkurriren."

Rita war die Nichte der Markise und des Generals. Seit ihrer Kindheit verwaist, war sie von einem Bruder erzogen worden, der sie zärtlich liebte, und von einer Amme, von der sie angebetet und verhätschelt wurde; trotzdem wuchs sie zu einem guten, frommen Mädchen heran. Einsam und unabhängig hatte sie ihre ersten Lebensjahre hingebracht, wodurch ihr Charakter das doppelte Gepräge der Schüchternheit und Entschiedenheit erhalten hatte. Sie gehörte zu denjenigen Personen, welche man obskur zu nennen pflegt, weil sie weder das Geräusch noch den Glanz lieben; sie war stolz und gutmüthig, launenhaft und einfach, bald zu Scherzen geneigt und bald zurückhaltend. Zu diesem pikanten Charakter gesellte sich ein höchst verführerisches, reizendes Aeußere. Sie war von mittler Größe und ihre Taille, die sich nie dem Druck eines Schnürleibs unterworfen hatte, besaß

alle die Beweglichkeit und Biegsamkeit, die die französischen Romanschreiber an ihren in enge Futterale eingepreßten Heldinnen rühmen. Die anmuthige Gewandtheit des Körpers und seiner Bewegungen, verbunden mit einem natürlichen und offenen Benehmen, das ist es, was die Spanierinnen so anziehend und reizend macht. Rita glich einem Marmorbilde mit ihrem mattweißen, reinen Teint; ihre merkwürdig großen Augen waren dunkelbraun, von langen, schwarzen Wimpern eingefaßt und mit Brauen gekrönt, die von der Meisterhand Murillo's entworfen zu sein schienen. Zuweilen öffnete sich ihr frischer, meist ernster Mund, und es zeigten sich dann die weißesten Zähne, wenn sie fröhlichen Sinnes auflachte, obschon sie bald wieder sich ihrer gewöhnlichen Zurückhaltung überließ; denn nichts war ihr mehr verhaßt, als die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken; war dies der Fall, so ward sie übler Laune.

Sie hatte der heil. Jungfrau der Schmerzen gelobt, sich nonnenhaft zu kleiden; ihr Anzug war daher stets schwarz, der Gürtel von lackirtem Leder, und am obern Aermel trug sie ein kleines, goldenes, von einem Schwert durchbohrtes Herz.

Rafael Arias wußte nichts von Sentimentalität; diese hatte der heimische Ostwind bei ihm wie bei so vielen seiner Landsleute welk und dürr werden lassen. Er gerieth daher nicht in eine weinerliche, elegische Stim-

mung, als er zu fühlen begann, daß er seine Cousine Rita ernstlich liebte. Diese seine erste Liebe war leidenschaftlich, aufrichtig und beständig, denn Rafael war ein vortrefflicher Jüngling, redlich und einsichtsvoll; sein edles Benehmen entsprach seiner edlen Abstammung; er besaß ein ansehnliches Vermögen, und man konnte es den Verwandten der Rita nicht verargen, wenn sie eine Verbindung zwischen Beiden für erwünscht hielten. Allein Rita hatte trotz der Wachsamkeit ihres Bruders ihr Herz bereits an einen jungen Mann vergeben, den sie nicht näher kannte. Er gehörte einer erlauchten Familie an, allein er war bei sonst lobenswerthen Eigenschaften ein Spieler, und dies allein reichte hin, daß ihr Bruder dieses Liebesverhältniß nicht duldete und seiner Schwester verbot, ihn zu sehen und zu sprechen. Rita besaß aber einen festen Sinn und die spanische Beharrlichkeit, die eines bessern Zweckes würdig gewesen wäre; demgemäß erwartete sie ohne zu weinen und zu klagen den Tag, an welchem sie ihr einundzwanzigstes Jahr erreichen würde, um alsdann sich gegen den Willen ihres Bruders, aber ohne sonstige ärgerliche Weiterungen zu vermählen. Ihr Geliebter ritt inzwischen als Majo gekleidet auf köstlichen Pferden unter ihren Fenstern vorbei, und täglich wurden Briefe gewechselt.

Am heutigen Abend war Rita wie immer, ohne die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, eingetreten, und hatte

sich auf den gewohnten Platz neben ihre Tante gesetzt, um dem Spiel zuzusehen. Diese hatte ihre Nichte erst wahrgenommen, als dieselbe sich genöthigt sah, dem Herzog auf seine Frage in Betreff der ausgeschlagenen Partie zu antworten.

„Herr Jesus, Rita,“ sagte die Markise, „wie hast Du mich erschreckt! Wie bist Du denn hierher gekommen, ohne daß man Dich bemerkt hat?“

Rita erwiederte: „Verlangen Sie, daß ich wie ein Regiment mit Pauken und Trompeten einrücken soll?“

„Aber zum Mindesten,“ entgegnete die Markise, „hättest Du doch die Anwesenden begrüßen sollen.“

„Dadurch stört man die Spieler,“ sagte Rita, „und außerdem sehen Sie nur auf Ihre Karten. Sie wollten eben, während Sie mir den Kopf wuschen, falsch beigeben.“

Während dieser Unterhaltung hatte sich Rafael hinter seine Cousine gesetzt und flüsterte ihr in's Ohr:

„Rita, wann darf ich um Dispens einkommen?“

„Wenn ich Dir es sage,“ erwiederte sie, ohne sich umzuwenden.

„Und was habe ich zu thun, damit dieser glückliche Augenblick eintritt?“

„Empfiehl Dich meiner Heiligen, denn sie ist die Fürsprecherin des Unmöglichen.“

„Grausame, es wird Dich eines Tages gereuen,

meine weiße Hand ausgeschlagen zu haben. Du verlierst den besten und den dankbarsten Gatten."

„Und Du das schlechteste, undankbarste Weib."

„Höre, Rita," fuhr Arias fort, „hat unser Oheim uns geradeüber etwa eine Schildwache im Kopf, die Dich hindert, Dich zu dem umzuwenden, der mit Dir spricht?"

„Ich habe eine Verrenkung im Nacken."

„Diese Verrenkung heißt Luis von Haro. Bist Du noch immer auf diesen Kartenvertilger versessen?"

„Mehr wie je."

„Und was sagt Dein Bruder dazu?"

„Wenn es Dich interessirt, so frage ihn."

„Und Du kannst mich sterben lassen?"

„Ohne daß es mich im Geringsten rühren wird."

„Ich gelobe, dem Teufel, der sich in der Michaeliskirche zu Füßen des Heiligen befindet, die Hörner vergolden zu lassen, wenn er endlich einmal Deinen Luis von Haro holt."

„Wünsche ihm alles Böse! denn die bösen Wünsche der Neidhämmel machen dick und fett."

„Es scheint, daß ich Dir langweilig bin," sagte Rafael, nachdem er eine Zeit lang geschwiegen hatte und als er seine Cousine gähnen sah.

„Hast Du das erst jetzt bemerkt?" antwortete Rita.

„Also Du wünschest, daß ich fortgehe. Man sieht, daß dieser Luis Spielratze sehr eifersüchtig ist.“

„Auf Dich eifersüchtig?“ versetzte seine Cousine und lachte laut auf. „Er ist auf Dich eben so eifersüchtig wie auf den dicken Engländer.“

„Meinen Dank für diese Vergleichung, liebenswürdiges Cousinchen, und lebe wohl für immer!“

„Da sieht man Deinen Eigendünkel,“ erwiederte Rita ohne sich umzuwenden.

Rafael stand wüthend auf.

„Was haben Sie, Rafael?“ fragte mit schmachtendem Ton ein junges Mädchen, als er bei ihr vorüberging.

Dieselbe war so eben von Madrid angelangt, woselbst ihr Vater sich wegen eines bedeutenden Prozesses eine Zeit lang aufgehalten hatte. Sie kehrte von dieser Reise vollständig modernisirt zurück und hatte sich eifrigst den ausländischen, guten Ton angeeignet, wodurch sie sich unausstehlich lächerlich machte. Ihre einzige, unaufhörliche Beschäftigung war die Lektüre von französischen Romanen. Der Mode widmete sie eine Art von Kultus; sie betete die Musik an und verachtete alles Spanische.

Als Rafael die an ihn gerichtete Frage vernahm, versuchte er heiter zu scheinen und erwiederte:

„Eloischen, ich habe einen Tag mehr wie gestern und einen weniger in meinem Leben."

„Ich weiß schon, was Sie haben, Arias, und ich kenne Ihre Leiden."

„Eloischen, wollen Sie mir Besorgniß einflößen, wie dem Don Basilio?" und nun sang er: „Welch böses Gesicht!"

„Sie spielen vergebens den Heuchler. Man bemerkt in Ihrem Lachen Thränen, Arias."

„Nun, so sagen Sie mir doch um Gottes willen, Eloischen, was ich habe; denn es ist ein Werk der Barmherzigkeit, einen über das zu belehren, was er nicht weiß."

„Sie wissen recht gut, Arias, was Sie drückt."

„Nun was?"

„Eine Täuschung!" murmelte Eloisa.

„Eine was?" fragte Rafael, der sie nicht verstanden hatte.

„Eine Täuschung!"*) wiederholte Eloisa.

„Ach so! ich verstand Desertion, und mein militärisches Ehrgefühl ergriff Entsetzen. Was die Täuschung anbelangt, so nenne ich, wie jeder meiner Landsleute, deren hundert mein eigen, verehrte Freundin, und unter diesen Täuschungen ist die nicht die kleinste, daß ich

---

*) Im Spanischen decepcion.

Ihnen Bedauern statt Vergnügen einflöße, was ich doch so sehr verlange."

„Aber es giebt unter diesen Täuschungen auch eine, welche Ihnen das Leben verbittert und macht, daß Ihnen das Glück wie ein Sarkasmus erscheint, so daß Sie dahin gelangen, das Grab für eine Ruhestätte und den Tod für einen lächelnden Freund anzusehen."

„Ach, Eloischen!" versetzte Rafael, „ich gäbe einen meiner Finger darum, wenn im Drama Mendigorria dergleichen Gedanken vorkämen. Trägt man mich einst mit einem Schuß in der Seite nach dem Hospital, wehe da dem Tode und dem Grabe, wenn sie mich anlächeln sollten."

„Wie prosaisch sind Sie!" rief Eloisa unwillig.

„Ist das ein Bannfluch, Eloischen?"

„Nein, Sennor," erwiederte ironisch die Gefragte, „es ist ein prächtiges Kompliment."

„Eine Wahrheit in Folio ist es," sagte Rafael, „daß Sie in dieser Frisur außerordentlich schön sind und daß dieses Kleid vom feinsten Geschmack zeugt."

„Gefällt es Ihnen?" rief das elegante Mädchen und gab sofort den sentimentalen Ton auf. „Dieser Stoff gehört zu den letzten Nouveautés, es ist Gros Ledru-Rollin."

„Es ist kein Wunder," meinte Rafael, „daß jener Engländer uns gegenüber, der über alle Blumen dort

hoch emporragt, in Spanien und in die Spanierinnen sterblich verliebt ist.“

„Was für ein schlechter Geschmack!“

„Er behauptet,“ fuhr Rafael fort, „daß es nichts Schöneres auf der Welt giebt, als eine Spanierin mit ihrer Mantille, eine Tracht, die ihr unbedingt am besten steht.“

„Welche Ungerechtigkeit!“ rief das Mädchen; „man glaubt also wohl auch, daß der spanische Hut uns überaus elegant kleidet?“

„Er behauptet, daß Ihr den Fächer mit einer unvergleichlichen Anmuth handhabt.“

„Welche Verleumdung!“ rief das Mädchen. „Wir, die wir zur eleganten Welt gehören, bedienen uns desselben gar nicht mehr.“

„Er behauptet, daß die so zierlichen, kleinen und wunderhübschen Füßchen laut nach seidenen Strümpfen und Schuhen verlangen, aber nicht nach Stiefeln, Halbstiefeln und wie der modische Kram sonst heißen mag.“

„Das heißt uns beleidigen,“ versetzte das Mädchen, „das heißt verlangen, daß wir um ein halbes Jahrhundert zurückschreiten sollen, wie die vortreffliche Madrider Presse sich sehr gut ausdrückt.“

„Daß die schwarzen Augen der Spanierinnen die schönsten in der Welt sind.“

„Welche Pöbelhaftigkeit! Diese Augen gehören für

die gemeinen Leute, für Köchinnen und Cigarrenarbeiterinnen."

„Daß der leichte, anmuthige, ungezwungene Gang der Spanierinnen das Bezauberndste ist, was man sich nur denken kann."

„Hält uns denn dieser Herr für Parias?" sagte Eloisa. „Weiß er denn nicht, daß wir uns nach Möglichkeit zu bessern und so zu gehen suchen, wie es sich geziemt?"

„Am besten wird es sein, daß Sie sich Mühe geben, ihn zu bekehren," versetzte Rafael. „Ich werde Ihnen den Herrn vorstellen."

Beim Weggehen dachte Arias: Eloisa hat ein weiches Herz und einen Anflug von Romantik; sie paßt vollkommen für den Major, der so widerwärtigen Vögeln nachstellt.

Inzwischen fragte die Gräfin den Herzog, ob die Nachtigall von Villamar schön wäre.

„Sie ist weder schön noch häßlich," lautete die Antwort; „sie ist schwarzbraun und ihre Züge sind keineswegs regelmäßig; sie hat hübsche Augen und besitzt alle die Eigenthümlichkeiten, die man hier zu Lande überall antrifft."

„Da sie eine so außerordentliche Stimme besitzt," sagte die Gräfin, „so müssen wir zur Ehre Sevilla's

aus ihr eine große Primadonna machen. Können wir sie nicht zu hören bekommen?"

„Wann Sie es wünschen," erwiederte der Herzog. „Ich werde sie und ihren Mann, der ein ausgezeichneter Musiker ist und ihr Lehrer war, eines Abends mit herbringen."

Es war Zeit geworden, auseinanderzugehen.

Als der Herzog sich der Gräfin näherte, um Abschied zu nehmen, erhob diese drohend den Finger.

„Was soll das bedeuten?" fragte der Herzog.

„Nichts, nichts," versetzte sie; „es bedeutet: Nehmen Sie sich in Acht!"

„In Acht? Wovor?"

„Wollen Sie thun, als verständen Sie mich nicht? Diejenigen, welche nicht hören wollen, leiden an der allerschlimmsten Taubheit."

„Sie setzen mich in Angst, Gräfin."

„Um so besser."

„Um Gotteswillen, so erklären Sie sich doch!"

„Da Sie es wünschen, so sei es darum. Wie ich sagte: nehmen Sie sich in Acht! so wollte ich damit sagen: hüten Sie sich, sich mit einer neuen Kette zu belasten."

Mit Wärme erwiederte der Herzog: „Um Gotteswillen, Gräfin, noch ist sie unbekannt, und schon sollte ihr Ruf durch einen falschen, ungerechten Verdacht beein-

trächtigt werden? Nein, Gräfin, dieses Weib ist ein Engel.“

„Natürlich,“ sagte die Gräfin, „in Teufel verliebt man sich nicht.“

„Und trotzdem haben Sie tausend Anbeter!“ entgegnete der Herzog lächelnd.

„Nun, ich bin kein Teufel,“ meinte die Gräfin, „ich bin eine von denen, welche das Verborgene erkennen.“

„Der Schütz trifft nicht, wenn er das Weiße verfehlt.“

„Wir wollen nach einem halben Jahre weiter darüber reden, unverwundlicher Achilles!“ versetzte die Gräfin.

„Um Gotteswillen, schweigen Sie, Gräfin!“ rief der Herzog; „was in Ihrem Munde als ein leichter Scherz erscheint, das wird in dem Munde der Schlangen, die die Gesellschaft hervorbringt, ein tödtliches Gift.“

„Seien Sie unbesorgt: ich werfe gewiß nicht den ersten Stein. Ich bin nachsichtig wie eine Heilige oder wie eine große Sünderin, ohne weder das eine noch das andere zu sein.“

Unbefriedigt gab der Herzog diese Unterhaltung auf. An der Thür traf er mit dem General Santa Maria zusammen.

„Herzog,“ sagte dieser, „haben Sie je etwas Aehnliches erlebt?“

„Was denn?“ fragte der vorsichtige Herzog.

„Sie fragen noch?“

„Allerdings, und ich erwarte die Antwort.“

„Ein Oberst von dreiundzwanzig Jahren!!“

„In der That, noch etwas unreif,“ versetzte der Herzog und lächelte.

„Es ist ein Schimpf und eine Schande für das Heer.“

„Ohne Zweifel.“

„Es ist wider allen gesunden Menschenverstand.“

„Natürlich.“

„Armes Spanien!“ rief der General, reichte dem Herzog die Hand und erhob die Augen gen Himmel.

Zweites Kapitel.

Stein und seine Frau waren von dem Herzog in einem Kosthause bei einer armen, aber anständigen Familie untergebracht worden. In einer Kommode, deren Schlüssel man Stein beim Einzug in sein Zimmer überreichte, fand er eine Summe Geldes, die den ungemessensten Ansprüchen genügt hätte. Ein Billet folgenden Inhalts lag dabei: „Sie empfangen hiermit den rechtmäßigen Tribut für Ihre Wissenschaft. — Die Bemühungen und die Nachtwachen eines Freundes können

nur mit Dankbarkeit und aufrichtiger Freundschaft vergolten werden."

Stein war ganz verwirrt.

„Ach, Maria!" rief er, und zeigte seiner Frau das Schreiben. „Dieser Mann ist groß in Allem; er ist es durch seinen Rang, durch sein Herz und durch seine Tugenden. Er ahmt Gott nach, indem er die Geringen und die Demüthigen zu sich heraufzieht. Er nennt mich Freund, mich, der ich ein armer Chirurgus bin, und er spricht von Dankbarkeit, indem er mich mit Wohlthaten überhäuft."

„Was hat dies Gold für einen Werth in seinen Augen?" antwortete Maria; „ist er ja im Besitz von Millionen, wie mir die Wirthin gesagt hat, und seine Landgüter sind so groß wie Provinzen. Uebrigens wenn Du nicht gewesen wärest, hätte der Herzog Zeit seines Lebens hinken müssen."

Da erschien derselbe, schnitt die übermäßigen Danksagungen, die Stein ihm darbrachte, kurz ab und sagte zu Maria:

„Ich komme, Sie um eine Gefälligkeit zu bitten; werden Sie mir dieselbe abschlagen, Maria?"

„Was könnten wir Ihnen abschlagen?" beeilte sich Stein zu erwiedern.

„Nun, Maria," fuhr der Herzog fort, „ich habe

einer guten Freundin von mir versprochen, daß Sie bei ihr singen werden."

Maria antwortete nicht.

„Sie wird jedenfalls hingehen," sagte Stein. „Maria ist ja deshalb vom Himmel mit einer so köstlichen Stimme bedacht worden, damit auch Andere sich an dieser Gnade Gottes erfreuen sollen."

„Das wäre also abgemacht," fuhr der Herzog fort. „Stein spielt ebensogut wie die Flöte auch den Flügel; Sie werden daher diesen Nachmittag einen solchen und eine Auswahl der besten Stücke aus den neuesten Opern erhalten. Suchen Sie sich aus, was Ihnen am besten gefällt, und gehen Sie es durch, denn Maria muß Triumphe feiern und sich mit Ruhm bedecken. Ihr Ruf als Sängerin hängt davon ab."

Wie Maria diese Worte vernahm, belebten sich ihre Augen.

„Werden Sie singen, Maria?" fragte der Herzog.

„Warum denn nicht?" lautete die Antwort.

„Sie haben, wie ich weiß," sprach der Herzog, „bereits Vieles von den Merkwürdigkeiten gesehen, welche sich in Sevilla vorfinden. Stein ist ganz begeistert und kann bereits Cean, Ponz und Zunniga auswendig. Aber einem Stiergefecht haben Sie noch nicht beigewohnt. Hier sind Billets für den heutigen Nachmittag. Sie werden in meiner Nähe sein, denn ich möchte den

Eindruck beobachten, den dieses Schauspiel auf Sie machen wird.»

Bald darauf ging der Herzog fort.

Als Stein und Maria Nachmittags auf dem Schauplatz ankamen, war derselbe bereits mit Menschen angefüllt. Ein anhaltendes belebtes Geräusch ging dem Schauspiel voran, wie die Meereswogen rauschen und brüllen, ehe der Sturm dahertobt. Eine ungeheure Menschenmasse aus der Stadt und Umgegend war versammelt; es tobte und wogte, wie wenn das Blut im Ungestüm der Leidenschaft plötzlich gegen das Herz andrängt; die Luft war glühend und berauschend wie die, in welcher eine Bachantin dahinrast; Alles war in fieberhafter Erwartung, Alles in wahnsinniger Aufregung, die sich jedoch in den Grenzen der Ordnung hielt; man vernahm ungestümes Geschrei, ohne daß es durch Rohheit empörte; man sah die Ungeduld, welche sich in unruhigen Bewegungen Luft machte, die Beklommenheit, welche ein freudiges Erbeben verursacht; kurz, es ist bei solcher Gelegenheit eine Art von galvanischer Aufregung des Geistes vorhanden, der man sich entweder hingeben oder der man entfliehen muß.

Stein war betäubt, sein Herz beklommen; am liebsten hätte er sich auf und davon gemacht. Seine Schüchternheit hielt ihn zurück. Er sah seine Umge-

bung heiter und guter Dinge und er wagte es nicht, allein eine Ausnahme zu machen.

Die Plätze der Zuschauer waren vollständig besetzt; zwölftausend Menschen nahmen die hintereinander aufsteigenden, kreisförmigen Reihen ein. Die reichen Leute befanden sich auf der Schattenseite; das Volk zeigte in den Strahlen der Sonne seine bunte andalusische Tracht.

In den Theatern, in welchen die Grisi, Lablache, die Rachel und Macready glänzen, füllen sich die Räume nur beim Auftreten der beliebten Künstler; anders ist es bei dem barbarischen Schauspiel in dem ungeheuren Circus, da kommt eine derartige Demüthigung nicht vor.

Auf ein gegebenes Zeichen wurde der Kampfplatz geräumt. Nun erschienen die Picadore auf den bedauernswerthen Pferden, die mit ihren gesenkten Köpfen und traurigen Augen wie Schlachtopfer aussahen, was sie auch leider in der That sind.*)

*) Wir sagen dem Clamor publico (einer Zeitung) unsern aufrichtigen Dank dafür, daß er sich zuerst in der spanischen Presse gegen die unerhörte Grausamkeit erhob, mit der man bei solcher Gelegenheit die armen Thiere behandelt, und darauf antrug, daß man doch durch einen Dolchstich den Todeskampf der elenden Pferde abkürzen möchte. Die Preßfreiheit nützt je-

Wie Stein diese armen Thiere erblickte, deren Loos er voraussah, wandelte sich der Widerwille, den er bereits empfand, in schmerzliches Mitleid um. In den Provinzen der Halbinsel, in denen er sich bisher aufgehalten hatte, war ihm wegen der Unruhen des Bürgerkrieges keine Gelegenheit geboten worden, diesen großartigen, so allgemein beliebten Nationalfesten beizuwohnen, bei denen die glänzende und rasche Kriegskunst der Mauren sich mit der wilden Unerschrockenheit der Gothen vereinigt. Allein er hatte von diesen Festen reden hören und daß ein Stiergefecht nur nach der Anzahl der getödteten Pferde geschätzt und gewürdigt wird. Ebendeshalb richtete sich sein Mitleid auf diese unglücklichen Thiere. Haben sie doch ihren früheren Herren große Dienste geleistet, zu ihrem Glanz mit beigetragen und ihnen vielleicht das Leben gerettet. Zum Dank dafür läßt sie, wenn Alter und Uebermaß der Arbeit ihre Kräfte geschwächt haben, raffinirte Grausamkeit einen schweren Tod finden, den sie bei ihrem Instinkt voraussehen und dem einige sich widersetzen, während andere ihm völlig resignirt entgegengehen, um ihren Leiden ein

---

doch zu nichts Gutem, wozu sie vor Allem dienen müßte, es wurde daher eine so gerechte, wohlwollende Mahnung unbeachtet gelassen.

schnelles Ende zu machen. Die Qualen, die diese unglückseligen Geschöpfe erdulden, müßten selbst das verhärtetste Herz empören; allein die Leidenschaft hat nicht für sie, sondern nur für den Stier ein Auge; dem wird alle Aufmerksamkeit, alle Theilnahme zugewandt. Es scheint, als wären die Zuschauer behext, und selbst Fremde, die gegen Spanien und namentlich gegen diese blutige Unterhaltung eingenommen sind, werden mit hingerissen. In Spanien findet man besonders bei Männern kaum ein Mitgefühl für Thiere, in den niederen Klassen ist es gar nicht vorhanden. Ach, Mr. Martin, Sie haben ein größeres Anrecht auf den Dank der Menschheit, als so viele Philanthropen unserer Zeit, die den Menschen so großen Schaden zufügen, ohne ihr Wohlergehen auch nur im Geringsten zu fördern.*)

Die Stiergefechte machen denjenigen Fremden Vergnügen, deren Geschmack verdorben ist, oder die bereits alle Freuden des Lebens ausgekostet haben und daher einer Erregung bedürfen, weil das Blut sich sonst in Eis um-

*) Mr. Martin von Galloway, Mitglied des englischen Parlamentes, brachte eine berühmte Bill ein, durch welche Grausamkeit gegen Thiere verhütet und bestraft werden sollte. Er gründete außerdem für denselben Zweck einen Verein, der auch seit dem Tode seines ausgezeichneten Gründers mit unermüdlichem Eifer das ihm gesteckte Ziel zu erreichen trachtet.

wandeln würde. Ebenso gefallen diese Gefechte den Spaniern, denn dies sind Männer voller Energie und ohne Sentimentalität; außerdem sind sie von ihrer Kindheit an an den Anblick dieser Schauspiele gewöhnt worden. Viele gehen bloß der Gewohnheit halber hin, Andere, namentlich die Frauen, um zu sehen und gesehen zu werden; noch Andere endlich ergötzen sich nicht bei diesen Stiergefechten, empfinden aber auch keinen Widerwillen, Dank dem thierischen Wesen, womit unsere menschliche Natur überreich ausgestattet ist.

Die drei Picadore begrüßten den Vorsitzenden des Schauspiels. Ihnen voran gingen die Banderillero's und die Hülfsknechte, sämmtlich glänzend gekleidet und in Mänteln von lebhaften Farben; an der Spitze aber schritten die Espada's und deren Stellvertreter in noch luxuriöserer Kleidung, als Jene trugen.

„Pepe Vera! Ah, das ist Pepe Vera!" hieß es von allen Seiten. „Der Schüler des Montes! Ein stattlicher Bursche! Wie prächtig sieht er aus! Wie schön ist er gebaut! Welcher Anstand herrscht in seiner ganzen Person! Was hat er für einen festen, ruhigen Blick!"

„Wissen Sie," sagte ein junger Mann, der neben Stein saß, „wie Montes seinen Schülern den großen Unterricht ertheilt? Sie müssen die Arme kreuzweise übereinanderlegen und dann stößt er sie mit den Worten dem Stier entgegen: Fürchte den Stier nicht!"

Pepe Vera näherte sich der Umplankung. Seine Kleidung war hell=cerisfarben, mit Silber gestickt, und von gleichem Metall waren die Schulterstücke. Aus den kleinen Taschen der Jacke ragten die Enden zweier Schnupftücher von feinster Leinwand hervor. Eine Weste reich mit Silber gestickt und ein graziöser, niedriger Hut von Sammet vollendeten den reichen, eleganten und zierlichen Majoanzug.

Nachdem er mit großer Anmuth und Gewandtheit die Behörden begrüßt hatte, stellte er sich wie die übri=gen Kämpfer an den ihm gebührenden Ort. In der Nähe der Barriere stellten sich die drei Picadores in gleicher Entfernung von einander hin, die Matadore und die Fußknechte hier und da in der Arena. Nun herrschte das tiefste Schweigen, als wenn die kurz vorher noch so tobende Menge den Athem verloren hätte.

Der Alcalde gab das Zeichen; die Trompeten schmet=terten und verursachten, wie wenn das jüngste Gericht beginnen sollte, eine allgemeine Erhebung; darauf öffnete sich wie durch Zauber die weite Pforte des Stierzwin=gers, welche dem für die Behörden bestimmten Balkon grade gegenüberlag. Ein rothbrauner Stier stürzte sich auf den Kampfplatz und wurde mit einem allgemeinen Geschrei, mit Pfeifen, Schmähungen und Lobeserhebun=gen begrüßt. Wie der Stier diesen fürchterlichen Lärm vernahm, hielt er an, erhob das Haupt und schien mit

seinen flammenden Augen zu fragen, ob dies Alles ihm gelten sollte, ihm, dem starken Athleten, der bis dahin den Menschen, seinen winzigen, schwächlichen Feind, edelmüthig verschont hatte. Jetzt erst erkannte er seine Umgebungen und er warf das Haupt drohend bald nach der einen, bald nach der andern Seite.

Noch schwankte er; da vermehrte sich das laute, durchdringende Pfeifen, und nun stürzte er sich mit einer Schnelligkeit, die man seiner schwerfälligen Masse kaum zutrauen konnte, auf einen Picador. So wie er jedoch den Schmerz empfand, den ihm ein Lanzenstoß auf den Schädel verursachte, zog er sich zurück. Es war ein unbesonnenes Thier, welches, wie es in der Kunstsprache der Stierfechter heißt, mit günstigem Winde segelte. Anstatt den ersten Angriff weiter zu verfolgen, fiel es den zweiten Picador an. Dieser erwartete ihn nicht so gefaßt, wie sein Vorgänger; der Lanzenstoß ging nicht geradeaus und war auch nicht kräftig genug; so wurde denn das Thier zwar verwundet, aber nicht zurückgescheucht. Die Hörner verschwanden in dem Leibe des Pferdes, welches zu Boden stürzte. Ein Schreckensschrei ertönte im Circus; sogleich umgaben die Fußknechte diese scheußliche Gruppe, allein das wüthende Thier hatte sich seiner Beute bemächtigt und ließ sich in seinem Rachewerk nicht hindern. Da einten sich die Rufe der Menge zu einer tiefen Klage, die die ganze Stadt in Schrek-

ken versetzt haben würde, wenn sie nicht sammt und sonders hinaus nach dem Stiergefecht gezogen gewesen wäre.

Die Entscheidung war deshalb so furchtbar, weil sie so lange währte. Der Stier wühlte sich ein in das Pferd, dies drückte mit seiner Last und mit seinen konvulsivischen Zuckungen auf den unter ihm liegenden Picador, der also von zwei gewaltigen Massen zusammengepreßt wurde. Jetzt nahte sich, leicht wie ein buntgefiederter Vogel und sorglos wie ein Kind, welches Blumen pflücken geht, ein mit Silber bedeckter Jüngling, der wie ein Stern leuchtete. Er trat hinter den Stier und dieser feine, zart gebaute Jüngling packte die Bestie mit beiden Händen am Schweif und zog sie gleich einem Schooßhündchen an sich heran. Ueberraschtdrehte sich der Stier wüthend um und stürzte sich auf seinen Gegner, der, ohne umzukehren, rückwärts ging und dem ersten Anprall mit einer Wendung halbrechts auswich. Der Stier wiederholte den Angriff, der Jüngling entging zum zweiten Mal demselben durch eine Biegung nach links und dies setzte er fort, bis er an die Umplankung gelangte. Hier verschwand er vor den erstaunten Augen der Bestie und vor den besorgten Blicken der Zuschauer, die trunken vor Begeisterung unermeßliche Beifallsrufe vernehmen ließen; denn es ist ein mächtig ergreifendes Schauspiel, wenn man die Menschen so mit

dem Tode kämpfen sieht, mit unerschütterlicher Ruhe auf dem Antlitz und ohne sich prahlerisch oder affektirt zu geberden.

„Sehen Sie, welche Ehre er dem ihm von Montes ertheilten Unterricht macht! Sehen Sie, ob Pepe Vera es versteht, mit dem Stier zu spielen!“ sagte der junge Mann neben Stein mit einer Stimme, die vor lauter Schreien bereits heiser geworden war, zu diesem.

Der Herzog beobachtete Marienreiz. Seit ihrer Ankunft in der Hauptstadt Andalusiens sah er heut zum ersten Mal einige Erregung auf dem eisigkalten Antlitz der jungen Frau. Bisher hatte er sie nie belebt gesehen. Maria hatte einen viel zu rauhen Charakter, eine viel zu gemeine Gesinnung, so daß sie weder der Bewunderung, noch bei ihrer frostigen Gleichgültigkeit fähig war, sich durch irgend etwas überraschen zu lassen. Feuer und Hammer mußten angewendet werden, sollte dies harte Metall einen Eindruck erhalten.

Stein war vor Aufregung ganz blaß geworden.

„Herr Herzog,“ sagte er im Ton sanften Vorwurfs, „kann Sie dergleichen ergötzen?“

„Nein,“ versetzte dieser mit wohlwollendem Lächeln, „es ergötzt mich nicht, aber es interessirt mich.“

Inzwischen hatte man das Pferd wieder aufgerichtet. Das arme Thier konnte sich nicht auf den Füßen erhalten. Aus seinem zerrissenen Leibe hingen die Ein-

geweide bis auf den Boden herab. Der Picador war ebenfalls aufgestanden und wollte sich aus den Armen der Fußknechte losreißen. In seiner Wuth gegen den Stier verlangte er mit aller Gewalt und mit blindem Ungestüm, trotzdem er durch den Fall wie betäubt war, wieder aufzusteigen und den Angriff fortzusetzen. Es war unmöglich, ihn davon abzubringen; er bestieg wirklich das arme Thier wieder und spornte es in die weit aufklaffenden Flanken.

„Herr Herzog,“ sagte Stein, „ich werde Ihnen vielleicht lächerlich erscheinen, allein ich kann diesem Schauspiel nicht länger beiwohnen. Maria, willst Du mit mir kommen?“

„Nein,“ entgegnete Maria, deren Seele aus ihren Augen zu flammen schien, „bin ich denn eine Zierpuppe, und fürchtest Du etwa, daß ich in Ohnmacht falle?“

„Wohlan,“ sprach Stein, „ich werde wiederkommen, wenn das Stiergefecht zu Ende geht.“

Und er entfernte sich.

Der Stier hatte bereits eine Anzahl Pferde kampfunfähig gemacht. Das unglückliche Thier, von dem wir sprachen, wurde am Zügel bis zu einer Pforte gezerrt und fortgeschafft, während ihm die Eingeweide heraushingen. Andere hatten sich nicht wieder aufrichten können und lagen hier und da in Todeszuckungen umher. Manchmal hoben sie den Kopf in die Höhe, der ein

wahres Bild des Schreckens gewährte. Bemerkte der Stier solche Lebenszeichen, so erneuerte er den Angriff und wühlte auf's Neue mit seinen Hörnern in den bereits zerrissenen, aber noch zuckenden Leibern seiner Schlachtopfer. Darauf zog er mit blutgefärbter Stirn und blutgefärbten Hörnern rings auf dem Kampfplatz herausfordernd umher; bald erhob er das Haupt stolz nach den Sitzen, von denen herab unaufhörliches Geschrei ertönte; bald ging er auf die Fußkämpfer los, die gleich Meteoren an ihm vorübereilten und ihre mit Bändern geschmückten Pfeile ihm in's Genick hefteten. Bisweilen flogen aus einem unter den Verzierungen dieser Pfeile verborgenen Netz Vögel hervor und erhoben sich in die Lüfte. Wer mag wohl zuerst auf den Gedanken gekommen sein, einen so merkwürdigen Kontrast zur Anschauung zu bringen? Hatte er nicht die Absicht, bildlich die schutzlose Unschuld darzustellen, wie sie sich leicht über die Schrecknisse und über die wilden Leidenschaften der Erde erhebt? Es kann aber auch viel eher einer von jenen dichterischen Gedanken sein, die unwillkürlich selbst in den verhärtetsten und grausamsten Herzen des spanischen Volkes entspringen, wie die Reseda, ohne gesäet zu sein, zwischen den Steinen und dem Kalk eines Balkons in Andalusien wächst.

Pepe Vera hatte die Anwesenheit des Herzogs bemerkt und er kannte dessen Vorliebe für die Stierge=

fechte. Ebenso war ihm auch die Frau nicht entgangen, welche an des Herzogs Seite saß, da dieselbe ihre Augen nicht von dem Matador abwandte, selbst wenn, wie dies öfters geschah, der Herzog sie anredete.

Pepe Vera wandte sich an diesen und sagte, indem er den Hut abnahm: „Ich weihe den Stier Ew. Excellenz und der königlichen Frau, die Ihnen zur Seite sitzt." Bei diesen Worten warf er mit unnachahmlicher Sorglosigkeit den Hut auf den Boden und begab sich dann wieder auf seinen Posten.

Die Fußkämpfer beobachteten ihn aufmerksam und waren seiner Befehle gewärtig. Der Matador suchte sich die Stelle aus, die ihm am passendsten schien, wies sie seinen Leuten und rief ihnen zu: Hier!

Die Kämpfer rannten nun auf den Stier zu, um ihn zu reizen, und dieser kam, indem er sie verfolgte, bald Pepe Vera gegenüber, der ihn festen Fußes erwartete. Dies war der feierlichste Augenblick des Stiergefechtes. Ein tiefes Schweigen folgte auf den tobenden Lärm und auf die überlauten Zurufe, die noch kurz zuvor bei dem ersten Espada zu vernehmen gewesen waren.

Wie der Stier diesen winzigen Feind erblickte, der seiner Wuth spottete, schien er zu überlegen und dabei zu fürchten, daß ihm derselbe entgehen könnte. Wer jetzt in den Circus getreten wäre, der hätte glauben müssen, daß er nicht zu einer öffentlichen Ergötzlichkeit, sondern

zu einer religiösen Feierlichkeit käme. So groß war das Schweigen.

Die beiden Gegner sahen einander an.

Pepe Vera machte eine Bewegung mit der linken Hand. Der Stier eilte auf ihn zu; Pepe Vera aber wandte sich leicht zur Seite, die Bestie fuhr bei ihm vorbei, drehte aber sogleich um, in der Absicht, den Angriff zu wiederholen. Wie sie nun wieder auf ihn losstürzte, richtete er sein Schwert gerade zwischen die Schulterblätter des Thieres, so daß es selbst beim Anstürmen in die Mordwaffe hineinrannte; bis zum Griff fuhr sie ihm in den Körper und es sank leblos zusammen.

Es ist durchaus unmöglich, das tobende Beifallsgeschrei zu schildern, welches nun auf allen Seiten ausbrach. Nur wer bei dergleichen Kämpfen zugegen war, hat eine Vorstellung davon. Gleichzeitig ertönte die Militärmusik.

Pepe Vera durchschritt ruhig den Circus, während die Zuschauer ihm einstimmig die leidenschaftlichste Bewunderung zu erkennen gaben. Mit seinem Schwert grüßte er nach rechts und links, um seine Dankbarkeit zu bekunden, ohne bei einem Triumph, um den ihn mancher römische Kaiser beneidet haben würde, sich überrascht oder hochmüthig zu zeigen. Er begrüßte die städtische Obrigkeit und sodann den Herzog und die schöne Frau.

Der Herzog hatte Maria eine Börse mit Gold un-

bemerkt zugesteckt; sie hüllte dieselbe in ihr Taschentuch und warf sie hinab auf den Kampfplatz. Wie nun Pepe Vera auch für dies Geschenk seinen Dank zu erkennen gab, begegneten sich die Blicke aus seinen schwarzen Augen mit denen Mariens. Ein klassischer Schriftsteller würde, um diese Blicke zu schildern, sich dahin äußern, daß Cupido mit derselben Sicherheit beiden Herzen eine Wunde schlug, wie sie Pepe Vera dem Stier beigebracht hatte. Wir sind aber nicht so verwegen, uns dieser strengen und unduldsamen, klassischen Schule anzuschließen, sondern wir berichten ganz einfach, daß diese beiden Naturen für einander geschaffen waren, und daß sie sich in der That verstanden und miteinander sympathisirten.

Pepe Vera hatte mit Recht die allgemeine Bewunderung verdient. In einer Lage, in der es sich um Leben oder Tod handelte, hatten ihn Gewandtheit, Ruhe und Anmuth keinen Augenblick verlassen. Fester Sinn und kühner Muth müssen sich in Begeisterung umwandeln, wenn vierundzwanzigtausend Augen auf sie herniedersehen, vierundzwanzigtausend Hände ihnen Beifall klatschen.

Drittes Kapitel.

Während sich dies Alles begab, machte Stein einen Rundgang um Sevilla. Er verfolgte dabei die alten Stadtmauern, welche, wie die folgende Inschrift über dem Jerezthor besagt, von Julius Cäsar erbaut worden sind:

> Herkules erbaute mich;
> Julius Caesar umgab mich
> Mit Mauern und hohen Thürmen,
> Und der heilige König eroberte mich
> Mit Garci-Perez von Vargas.

Stein wandte sich rechts und kam zunächst bei dem Populuskloster vorbei, welches gegenwärtig als Gefängniß dient. In der Nähe desselben erblickte er das schöne Trianathor und in einiger Entfernung das Königsthor, durch welches der heil. Ferdinand und später Philipp II. seinen Einzug hielt. Vor ihm lag das Kloster des heil. Laureanus, in welchem Fernando Colon, der Sohn des unsterblichen Cristobal, eine Schule gründete und eine Sternwarte errichtete. Dann kam er bei den Thoren des heil. Juan und von la Barqueta vorbei, an die sich so viele Erinnerungen anknüpfen. In einer gewissen Entfernung erblickte er am Ufer des Flusses das kostbare Kloster des heil. Geronimo, dessen Bildsäule, eines der

größten Meisterwerke der Kunst, jetzt den Hauptsaal des Museums ziert. Stein dachte: würden die alten Künstler dergleichen geschaffen haben, wenn sie voraus gewußt hätten, daß ihre Werke nicht der Verehrung frommer Seelen geweiht bleiben, sondern ihre Stätte in einem Museum finden würden, wo sie der Kritik der Kunstkenner und der Bewunderer schöner Formen Stoff darbieten müßten?

Darauf sah er San Lazaro, ein Hospital für Aussätzige, und das ungeheure, prachtvolle Hospital der fünf Wunden des Herrn, welches gewöhnlich das Bluthospital genannt wird, ein kostbares Werk des Enriquez von Rivera, auf welches Millionen verwandt worden sind und dessen Patronat der Gründer, in seiner christlichen Barmherzigkeit und in seinem Eifer für das öffentliche Wohl, demjenigen vorbehalten hat, der es vollenden würde.

Er kam dann zum Thor von la Macarena. Es soll, wie Einige behaupten, von einer Tochter des Herkules den Namen erhalten haben; Andere dagegen meinen, daß es nach einer maurischen Prinzessin so benannt wurde, die dort einen Palast hatte. Oftmals zog Don Pedro, der Grausame, durch dasselbe als Sieger ein und ebenso Don Fadrique, der Bruder Don Pedro's, bis er diesem als Opfer der Rache fiel. Nun ging es bei dem Thor von Cordoba vorbei; in der Nähe dessel-

ben erblickt man den kleinen, jetzt mit einer Kapelle gezierten Raum, auf welchem im Jahre 586 der heil. Hermenegildo in Folge eines von seinem Vater, dem Gothenkönig Leovigildo gefällten Urtheils, ergriffen wurde und den Märtyrertod erleiden mußte. Dem Thor gegenüber liegt das Kapuzinerkloster, nach der Sage auf derselben Stätte, auf welcher der Apostel Jakobus die erste Kirche in Spanien gründete; obgleich dieser Ruhm Sevilla von Zaragoza bestritten wird. In einiger Entfernung zeigte sich das Dreieinigkeitskloster, dort, wo früher die römischen Gefängnisse lagen und jene Höhle, in welcher die heil. Jungfrauen Justa und Rufina, die Patroninnen der Stadt, begraben worden waren. In dieser Höhle hat man einen Altar errichtet; er schließt einen Marmorpfeiler ein, an den man die beiden Jungfrauen angebunden hatte und in den sie mit ihren schwachen Fingern ein noch heut sichtbares Kreuz eingegraben haben.

Auf das Sonnen- und auf das Begräbnißthor folgte das von Carmona, eines der schönsten Sevilla's. Von hier läuft parallel mit der Leitung, welche die Stadt mit Wasser versorgt, die Königsstraße, welche alsdann die Halbinsel der Länge nach durchschneidet, indem sie, gleich einer Ziege, den rauhen Paß von Despennaperros erklettert. An dieses Thor knüpft sich eine Begebenheit, aus welcher der Charakter der frühern Bewohner Se-

villa's recht ersichtlich wird. Es war im Jahre 1540, als sie durch dasselbe Gibraltar zu Hülfe zogen. Don Rodrigo von Saavedra trug das Banner der Stadt, welches er hätte niederbeugen müssen, da das Thor zu niedrig war; er zog daher über dasselbe, indem er sich an Stricken mit dem Banner hinaufziehen und hinabließ. Gern unterwarf er sich dieser Mühe, da er das ihm anvertraute Heiligthum vor jeder Demüthigung bewahren wollte.

Zur Linken befinden sich die beiden großen und freundlichen Vorstädte San Roque und San Bernardo mit dem Königsgarten, der diesen Namen führt, weil er einst einem maurischen König, Ben-joar, gehörte. Stein gelangte nun zum Fleischthor, in dessen Nähe die schöne Kavalleriekaserne liegt. Rechts ließ er das elegante Thor von San Fernando, welches im Jahre 1760 gleichzeitig mit der bei demselben gelegenen, prächtigen Tabakfabrik erbaut wurde; letztere kostete siebenunddreißig Millionen Realen. Nachdem er bei dem Kirchhof vorbeigekommen war, bei dem Abgrunde, den der Tod unaufhörlich anfüllt, wie die Danaiden ihr Faß, betrat er die schönen Promenaden, die gleich Blumensträußen die Stadt und die blühenden Ufer des Guadalquivir zieren.

Nichts unterbrach das Schweigen auf der herrlichen Promenade von las Delicias, als der Gruß, den die Vögel der scheidenden Sonne darbrachten. Der Fluß

erschien so unbeweglich, als wäre er gefroren, hätte ihn nicht zuweilen der liebkosende Flügelschlag eines Vogels oder das Aufschnalzen eines spielenden Fischchens lächeln lassen. Auf dem gegenüber liegenden Ufer erhob sich das Kloster von los Remedios mit seinem Kranz von Cypressen, die stolz mit ihren Gipfeln in die Lüfte ragten, ohne zu bemerken, daß das Gebäude tiefe Risse hatte, wie ja auch eine Pflanze dahinwelkt, wenn sie die Hand entbehrt, die sie bewässerte. Schon lagerte sich abendliches Dunkel über die Stadt, aber noch erglänzte die schöne, riesige, vergoldete Bronzestatue des Glaubens auf der Giralda in den letzten Strahlen der Sonne gleich dem Ruhm jener großen Männer, welche sie als Schmuck jener ungeheuren Basilika errichteten. Die Kosten dieses Bauwerks trugen die Domherren, welche sich und ihre Nachfolger seit 1401 zu gemeinschaftlicher Residenz verpflichteten und Jahrhunderte lang zusammenwohnten, um alle ihre Einkünfte auf den Bau verwenden zu können. Nicht ein Einziger hat diesem Vertrage zuwider gehandelt, und es dürfte die Geschichte der Kunst kaum ein ähnliches Beispiel aufweisen. Ja, es ist ein herrliches Beispiel der Selbstverleugnung, religiöser Begeisterung und künstlerischer Einsicht, eine würdige Erfüllung des die Erbauung der Kirche betreffenden Beschlusses, den wir nicht umhin können, hier mitzutheilen. „Erbauen wir," so lautete er, „eine so große Kirche, daß es

in der Welt nicht ihres Gleichen giebt, und daß die, so nach uns leben, uns für Thoren halten."

Zur Rechten Stein's erhob sich der Goldthurm, nach der Ansicht Einiger deshalb so genannt, weil hier das Gold, welches aus Amerika anlangte, niedergelegt wurde. Allein bereits vor der Entdeckung der neuen Welt führte er diesen Namen. Wahrscheinlicher ist es, daß er denselben von den gelben Fliesen erhielt, mit denen er früher bekleidet war und von denen noch einige vorhanden sind. Dieser uralte, noch aus vorchristlicher Zeit herrührende Thurm, an den sich die Erinnerung an so manche Heldenthat knüpft, befindet sich inmitten der bunten Flaggen der Schiffe und der von den Dampfern aufsteigenden Rauchwolken, inmitten der gestern angelegten Spaziergänge und der heut gewachsenen Blumen; das Mauerwerk in seinem Grunde zählt nicht nach Jahrhunderten, sondern nach Jahrtausenden, und er ist der Keule des Herkules zu vergleichen, die man unter spielende Kinder geworfen hat.

Unter den Erinnerungen, die sich an diesen Thurm knüpfen, ist eine allerdings unbedeutende, obwohl sie geschichtlich begründet ist, die uns zum öftern ein Lächeln abgelockt hat, was sonst, wenn man die Annalen der Weltgeschichte durchblättert, wohl sehr selten vorzukommen pflegt, die andrerseits aber auch den Charakter des Königs Don Pedro auf das Natürlichste schildert, jenes

Königs, dessen Name ebenso volksthümlich ist, wie es später der des heil. Königs Fernando wurde.

In der Nähe des Goldthurms befindet sich ein Damm, den die Domherren anlegen ließen, um das Baumaterial bequemer ausladen zu können. Wer hier landete, mußte einen Zoll entrichten. Don Pedro befand sich einmal in Geldnoth und bemächtigte sich dieser Einnahme unter dem Titel einer gezwungenen Anleihe. Der damals noch sehr junge Monarch scheint trotzdem ein schwaches Gedächtniß gehabt zu haben, wenn es sich um die Rückzahlung von Schulden handelte; denn das Kapitel mußte wegen Zahlung der vertragsmäßig festgesetzten Summe klagbar werden. Welcher Gerichtsbote hätte sich aber unterstanden, dem Don Pedro mit der Vorladung in der Hand zu nahen? Dazu wäre ein Cid, ein Pelayo nöthig gewesen, dergleichen man unter den Gerichtsboten nicht anzutreffen pflegt. Der Gerichtshof griff daher zu folgendem Ausweg. Eines Tages ritt der König in der Nähe jenes Dammes spazieren und sah, wie ein Kahn sich näherte, der aber stets in respektvoller Entfernung von ihm blieb. In diesem Kahn befand sich eine Art von Rabe oder ein anderer ungeheuerlicher, schwarzer Vogel. Der König staunte ob dieser Erscheinung, denn dergleichen schwarzgekleidete Leute haben in der Regel wenig mit Mars und Neptun zu schaffen. Aber wie wuchs sein Erstaunen, als eine kreischende Stimme ihn

also anredete: „Wir thun Euch, Don Pedro, kund und zu wissen . . .“ Doch weiter kam die Stimme nicht; denn der König zog flammenden Auges den Degen, spornte sein Pferd und stürzte sich in das Wasser, ohne daran zu denken, was er that. Wie erschrak da der schwarze Vogel; er ließ sein Papier fallen, ergriff das Ruder und brachte sich in Sicherheit. Vermuthlich zollte das Volk, welches tapfern Muth bewundert, mit den juristischen Kniffen aber sich nicht befreunden kann, dieser That einen begeisterten Beifall. Wir erfreuen uns an allem, was groß ist, und wäre es der Zorn eines Königs; diese Geschichte haben wir aber deshalb erzählt, weil die so recht eigentlich schwarzen Vögel, d. h. diejenigen, welche eine giftige Zunge und eine giftige Feder haben, seitdem ihre Rache nahmen; indem sie sich nämlich ihrer gewöhnlichen Waffen, der Lüge und der Verleumdung, bedienten, haben sie das Unglück geschmäht.

Armer Don Pedro! Vielleicht war er böse, weil er unglücklich war. Seine Grausamkeit entsprang aus Verzweiflung, allein er besaß Verstand, einen energischen Charakter und ein Herz, das zu lieben wußte.

Stein stützte den Kopf mit der Hand und erfreute seine Augen an dem prachtvollen Schauspiel, welches sich vor ihm entfaltete, während er mit Wollust die reine, balsamische Luft einathmete. Ab und zu störte ihn anhaltendes, lebbaftes Geschrei aus seiner Entzückung

auf und berührte peinlich sein Herz. Das Geschrei ertönte vom Platz des Stiergefechts zu ihm herüber.

„Mein Gott! ist es möglich," sagte er, wobei er des Krieges gedachte, „daß man das Ruhm," und indem er des Stiergefechts gedachte, „daß man das Vergnügen nennt?" —

Viertes Kapitel.

Marienreiz beschäftigte sich ausschließlich damit, sich in der Kunst auszubilden, die ihr eine glänzende Zukunft, eine ruhmvolle Laufbahn und eine ihrer Eitelkeit schmeichelnde, ihre Neigung zum Luxus befriedigende Stellung verhieß. Stein konnte nicht umhin, ihre Ausdauer und ihre erstaunlichen Fortschritte zu bewundern.

Trotzdem hatte sich der Zeitpunkt, an welchem sie in die vornehme Gesellschaft eingeführt werden sollte, verzögert, weil der Sohn der Gräfin krank geworden war. Sowie sich die ersten Zeichen seiner Krankheit bemerkbar machten, vergaß sie Alles, was sie umgab: ihre Gesellschaften, ihren Putz, ihre Unterhaltungen, Marienreiz und ihre Freunde, vor Allem aber den jungen, eleganten Obersten, von dem wir gesprochen haben.

Für diese Mutter gab es keinen andern Gegenstand auf der Welt als ihren Sohn; vierzehn Tage hatte sie

gewacht, geweint und gebetet, ohne fast an Speise und Trank zu denken. Das Zahnen wollte bei dem Kinde nicht vorwärts gehen, weil die Zähne das geschwollene, schmerzhafte Zahnfleisch nicht zu durchbrechen vermochten. Sein Leben schwebte in Gefahr. Der Herzog rieth der betrübten Mutter, Stein zu Rathe zu ziehen. In Folge dieser gewichtigen Empfehlung rettete der geschickte Deutsche das Kind, indem er einen Einschnitt in das Zahnfleisch machte. Seitdem war Stein ein Freund des Hauses geworden. Die Gräfin umarmte ihn, der Graf belohnte ihn fürstlich. Die Markise nannte ihn einen Heiligen und der General gestand es zu, daß es auch außerhalb Spanien tüchtige Aerzte gebe. Rita konnte, trotz ihres mürrischen Wesens, nicht umhin, ihn für würdig zu erachten, daß er ihr wegen ihres Kopfschmerzes einen Rath ertheilte, und Rafael erklärte, er würde sich eines schönen Tages beide Beine brechen, um das Vergnügen zu haben, von dem Großen Federico geheilt zu werden.

Eines Morgens saß die Gräfin blaß und entstellt an der Wiege ihres schlummernden Kindes. Ihre Mutter saß auf einem niedrigeren Stuhl und bewegte unaufhörlich den Fächer, um die Hitze zu vertreiben. Rita hatte sich vor einem großen Rahmen niedergelassen und stickte an einer prächtigen Altarbekleidung, ein Werk, das sie gemeinschaftlich mit der Gräfin unternommen hatte.

Da erschien Rafael.

„Guten Tag, Tante; guten Tag Cousinen! Wie geht es dem Erbprinzen der Algars?"

„Es geht ihm nach Wunsch," antwortete die Markise.

„Dann, meine liebe Gracia," fuhr ihr Cousin fort, „dürfte es wohl an der Zeit sein, daß Du deinem Grabe entsteigst. Deine Zurückgezogenheit ist eine sichtbare Sonnenfinsterniß, welche die gesammte Stadt in Bestürzung versetzt hat. Diejenigen, welche in Deinen Abendgesellschaften zu erscheinen pflegen, seufzen Einer wie der Andere, daß davon die Bäume auf der Promenade ihr Laub verlieren. Der Baron von Maude vermehrt seine Sammlung von Fragen durch die, weshalb Du unsichtbar geworden bist. Diese übertriebene Mutterliebe gereicht ihm zum Aergerniß. Er meint, in Frankreich wäre es den Damen zwar gestattet, hübsche Verse über diesen Gegenstand zu machen, es würde jedoch nicht geduldet, daß eine junge Mutter ihre Gesundheit gefährdet und ihren frischen Teint verliert, indem sie sich des Schlafs und der Nahrung beraubt und ihr eigenes Wohlsein an der Seite ihres Kindes unbeachtet läßt."

„Unsinn!" rief die Markise. „Wie kann man mich überreden wollen, daß es ein Land in der Welt giebt, wo eine Mutter sich auch nur einen Augenblick von ihrem kranken Kinde entfernt?"

„Der Major macht es aber noch viel schlimmer,"

fuhr Rafael fort; „wie er Dein aufopferndes Benehmen erfuhr, sperrte er seine Augen, die schon für gewöhnlich Erstaunen ausdrücken, noch viel weiter auf und erklärte, er könne unmöglich die Spanier für solche Barbaren halten, daß sie in ihren Häusern keine Nursery*) hätten.

„Und was ist das?" fragte die Markise.

„Nach seiner Erklärung," sagte Rafael, „ist es das Sibirien der englischen Kinder. Sir John wettet, daß Du so leicht und so schlank geworden sein mußt, um weit eher für eine Tochter des Zephyr gelten zu können, als die andalusischen Rennpferde, die deshalb so berühmt sind und die beim Wettlauf weit hinter seiner englischen Stute Atlante zurückbleiben würden, ohne daß es nöthig wäre, ihr ein Viertel Gerste in den Weg zu schütten, um sie aufzuhalten. Der Einzige, der sich über Deine Zurückgezogenheit getröstet hat, ist Polo; er hat einen Band Gedichte erscheinen lassen und wir haben uns eben deshalb fast miteinander gezankt."

„Das mußt Du uns näher erzählen, Rafael," sagte Rita. „Wäre ich bei Eurem Streit zugegen gewesen, würde ich mich gewiß nicht wenig ergötzt haben."

„Sie wissen," sprach Rafael, „daß unsere modernen Illustrationen insgesammt es durch alle nur erdenklichen

*) Bei den Engländern diejenigen entlegenen Zimmer des Hauses, welche für die Kinder und deren Bedienung bestimmt sind.

Mittel dahin zu bringen suchen, den Titel von Notabilitäten zu erlangen."

Da rief die Marquise: „Um Gottes willen, Neffe, lasse diese fremdländischen Worte, die mir die Kehle zuschnüren, bei Seite."

„Entschuldigen Sie, Tante," fuhr Rafael fort; „aber sie sind zu meiner Geschichte wesentlich nothwendig. Diese Herren, vor allem diejenigen, welche ihren Durst an französischen Quellen gelöscht haben, wissen, daß in Frankreich die Partikel de (von) ein Kennzeichen des Adels ist; sie wollen sich daher dieselbe gleichfalls aneignen. In Spanien hat jedoch dieselbe durchaus nichts zu bedeuten, und sie können daher ihren Ohren mit diesem unschuldigen Wörtchen nach Lust und Belieben schmeicheln, wie jeder Sohn seines Vaters und seiner Mutter sich eine ganze Menge von Zunamen beilegen kann. Das blendet nun die Fremden, die es nicht wissen, daß es sich bei uns mit dem von und mit dieser Anhäufung von Zunamen in der angegebenen Weise verhält."

„Allerdings," bemerkte die Marquise, „ist es äußerst selten, daß einer von echtem Adel ist, der dies Wörtchen „von" vor seinem Zunamen hat. Die verheiratheten Frauen fügen dem ihrigen den ihres Mannes hinzu mit dem herkömmlichen „von"; deshalb nannte sich Deine Mutter Rafaela Santa Maria von Arias. Bei vielen adligen Namen wird es gar nicht gebraucht. In Sevilla der

Markis von C....es nennt sich J. P., der Graf von A... heißt F., der Markis von M... aber S. — Mein Bruder nannte sich Leon Santa Maria und der Herzog von Rivas auf dem Titel seiner Werke Angel Saavedra."

„Um auf unsern Polo zurückzukommen," erzählte Rafael weiter, „so war er mit seinem für den Titel einer Gedichtsammlung doch gewiß passenden Namen nicht zufrieden, sondern er kam auf den Gedanken, den Namen seiner Mutter oder seiner Großmutter hinzuzufügen, je nachdem das Eine oder das Andere ihm wohlklingender erschien. So hatte er denn die Freude, auf dem Titel seines Werkes in gothischen Buchstaben zu lesen: Von A. Polo von Marmor, und er war so seelensvergnügt, als er auf Pergament seinen prosaischen Namen in einen längeren, so adlig, so angenehm, so majestätisch klingenden, umgewandelt erblickte, daß er wirklich überzeugt war, er wäre ein anderer Mensch geworden und gliche einem jener alten Paladine, der plötzlich in verrosteter Rüstung aus seiner Gruft hervorträte. Er bewunderte sich, er bekam Hochachtung vor sich selbst, wie jener portugiesische Offizier vor sich selbst in Angst und Beben gerieth, als er sich vom Kopf bis zum Fuß bewaffnet im Spiegel erblickte. In seiner Begeisterung ging er sogar so weit, daß er Visitenkarten mit diesem neu ent-

deckten Namen stechen und demselben ein fingirtes Wappen beifügen ließ, in welchem man ein Schloß . . . "

„Von Karten," sagte die Markise ungeduldig.

„Einen Löwen," fuhr Rafael fort, „einen Adler, einen Leoparden, einen Fuchs, einen Bären, einen Drachen, kurz die heraldische Arche Noah's und darüber eine Kaiserkrone erblickt. Unglücklicherweise war der Kupferstecher weder ein Estévez noch ein Carmona, und vergaß außerdem in der Lyra, die einen Theil von Polo's Wappen bildet, Saiten anzubringen; doch dieser geringfügige Uebelstand wird von Niemandem beachtet. Ich gratulirte ihm zu seinem neuen Namen und gab ihm zugleich die Versicherung, daß der Name „von Marmor" vortrefflich zu A. Polo passe, denn ein Apollo von Marmor habe mehr Werth als ein Apollo von Gyps. Das nahm er als einen Spott auf, und wüthend drohte er mir, eine Satire über den Dünkel der Adligen zu schreiben. Ich fragte ihn, ob sich diese Satire sowohl über männliche wie über weibliche Adlige erstrecken würde. Da fielst Du ihm ein, meine liebe Cousine; er seufzte auf und die furchtbare Feder entsank seiner Hand; er kämmte, glättete und pomadirte das sich wie Schlangen ringelnde Haar seiner Nemesis, und ich kam ungefährdet davon, Dank den schönen Augen meiner Cousine."

Während dieser Worte trat Stein in's Zimmer und Rafael fügte hinzu:

„Hier kommt der kostbarste aller Edelsteine, ein Stein, reich an Melodieen wie der des Memnon. Sie sind ein in die Psychologie eingeweihter Beobachter, Sie müssen daher voller Bewunderung wahrgenommen haben, wie unter allen Lagen des Lebens in Spanien der Humor, das Wohlwollen und sogar die Heiterkeit unverändert dieselben bleiben. Sie finden bei uns nicht „die Schwermuth" der Deutschen, nicht „den Spleen" der Engländer, nicht „das Ennui" unserer Nachbaren. Wissen Sie, woher das kommt? Weil wir nicht übertriebene Anforderungen an das Leben stellen, weil wir kein Verlangen nach einem erkünstelten Glück tragen."

„Es kommt," meinte die Marquise, „daher, daß wir alle die Neigungen zu hegen pflegen, wie sie gerade jedem Lebensalter eigenthümlich sind."

Rita bemerkte: „Es kommt daher, daß ein Jeder nach Lust und Belieben handelt."

Die Gräfin behauptete: „Es kommt daher, daß unser schöner Himmel nicht blos körperliches, sondern auch geistiges Behagen verbreitet."

„Ich glaube," sagte Stein, „daß alles dies zusammengenommen und außerdem der Nationalcharakter darauf hinwirkt. Der Arme begnügt sich in Spanien mit einem Stück Brot, mit einer Orange und mit einem Sonnenstrahl; dadurch stellt er sich auf gleiche Stufe mit dem Vornehmen, der fast immer mit seinem Schicksal zufrie-

den ist und sich selbst in einen edlen Prokrustes umwandelt, indem er seine Neigungen und sein Behagen mit seiner Lage in Uebereinstimmung zu bringen versteht."

„Sie sagen, Don Federico," bemerkte die Markise, „daß in Spanien ein Jeder mit dem ihm zugefallenen Loose zufrieden ist. Mein lieber Doktor, wie sehr schmerzt es mich, erklären zu müsseu, daß wir in Bezug hierauf lange nicht mehr das sind, was wir einstmals waren. Mein Bruder meint, daß es in dem Kauderwelsch, wie es jetzt gang und gebe ist, ein von dem Geist des Bösen und des Hochmuths erfundenes Wort giebt, eine Art von Hebestange, gegen welche die Grundlagen unserer Gesellschaft vergebens Widerstand leisten, und daß dieses Wort über das Menschengeschlecht mehr Unheil gebracht hat, als aller Despotismus in der Welt."

„Und wie lautet dieses Wort?" fragte Rafael.

„Es heißt: edler Ehrgeiz," versetzte die Markise seufzend.

„Sennora," sagte Rafael, „auf den Ehrgeiz ist der Adel wie besessen."

Da rief Rita: „Tante, wenn wir uns hier mit Politik befassen und wenn Sie die Ansichten meines Oheims uns wiederholen, so wird Don Federico in jene deutsche Schwermuth, Rafael in den englischen Spleen verfallen und Gracia so wie ich, wir beide werden uns auf französisch ennuyiren."

„Du Unverschämte!“ sagte ihre Tante.

„Um einem so großen Unglück vorzubeugen,“ meinte Rafael, „schlage ich vor, daß wir insgesammt einen Roman abfassen.“

„Zugestanden, zugestanden!“ rief die Gräfin.

„Was für eine Ungereimtheit!“ sagte ihre Mutter. „Wollt Ihr ein solches Meisterwerk schreiben, wie diejenigen sind, welche mir meine Tochter aus den Feuilletons der Franzosen vorzulesen pflegt.“

„Nun, weshalb nicht?“ fragte Rafael.

„Weil Niemand es lesen wird,“ versetzte die Marquise, „zumal wenn Ihr erklärt, daß es nach französischem Vorbild geschrieben wurde.“

„Was geht das uns an?“ fuhr Rafael fort. „Wir werden schreiben, wie die Vögel singen, aus Lust am Gesange, und nicht, um denjenigen, welche zuhören, ein Vergnügen zu bereiten.“

„Thut mir zum mindesten die Liebe,“ sprach die Markise, „und bringt keine Verführungen und Ehebrüche vor. Kann man denn Frauen nur durch ihre Verschuldungen interessant machen? Für Leute, die einige Einsicht besitzen, giebt es nichts Uninteressanteres, als ein unbesonnenes Mädchen, das sich verführen, oder ein leichtfertiges Weib, das ihre Verpflichtungen außer Acht läßt. Ebensowenig kann es Euch aber auch gestattet werden, nach der schmachvollen Weise moderner Roman-

schriftsteller den Inhalt der heiligen Schrift zu profaniren. Ist es nicht schmachvoll, wenn man auf geglättetem Papier Worte unsers Herrn, wie z. B.: „Sie hat viel geliebt, ihr wird viel vergeben werden," oder: „Wer sich ohne Schuld glaubt, der hebe den ersten Stein," in entehrenden Lettern gedruckt erblickt, und lediglich zu dem Ende, um das Laster zu rechtfertigen? Das ist eine Entweihung des Heiligsten. Wissen denn diese einfältigen Schriftsteller nicht, daß solche heilige Worte des Erbarmens zu denjenigen gesprochen wurden, welche Reue empfanden und sich durch die Buße der Vergebung würdig machten?"

„Ei der Tausend!" sagte Rafael, „was für eine erhabene Beredtsamkeit! Die Tante ist begeistert, erleuchtet; ich gebe ihr bei einer Bewerbuyg zum Cortesabgeordneten meine Stimme."

„Ebensowenig," fuhr die Markise fort, „dürft Ihr den schauderhaften Selbstmord beibringen, der erst, seit es gelungen ist, das religiöse Gefühl abzukühlen, wo nicht gar völlig zu vernichten, sich eingefunden hat. Nichts dergleichen kann auf uns einen Eindruck machen."

„Sie haben recht," meinte die Gräfin, „wir müssen die Spanier nicht als Fremde, sondern so, wie wir sind, darstellen."

„Aber mit dem Vorbehalt, den die Sennora Markise verlangt," sagte Stein. „Welche romantische Ent-

wickelung kann ein Roman haben, der, wie es gewöhnlich geschieht, auf einer unglücklichen Leidenschaft beruht?"

„Die Zeit," versetzte die Markise, „die Zeit macht Allem ein Ende, mögen die Romanschreiber, die, statt zu beobachten, zu träumen pflegen, immerhin das Gegentheil behaupten."

„Was Sie da sagen, Tante," sprach Rafael, „ist so prosaisch, wie unser landesüblicher Gazpacho*)."

„Wirst Du dich tödten, wenn ich Luis heirathe?" fragte ihn Rita.

„Ich sollte der Scharfrichter meiner eigenen, interessanten und schuldlosen Persönlichkeit, ich sollte mein eigener Herodes sein? Gott behüte, schöne Undankbare!" versetzte Rafael. „Nein, ich werde am Leben bleiben, um Deine Reue zu sehen und mich daran zu erfreuen und die Stelle Deines Luis Trumpfaus zu übernehmen, wenn er Lust bekommt, mit seinem Gevatter Lucifer in dessen Königreich Pharao zu spielen."

„Prahlt ferner in Eurem Roman nicht mit fremdländischen Worten und Redensarten, deren wir nicht bedürfen," fuhr die Markise fort. „Könnt Ihr Eure Sprache nicht, so habt Ihr hier das Wörterbuch"

*) Wassersuppe, aus Brot, Oel, Knoblauch, Essig bestehend.

„Recht so," versetzte Rafael, „wir werden den Notabilitäten, den Dandys kein Quartier geben, denn es sind nichtswürdige Eindringlinge, giftige Parasiten und gefährliche Emissäre der Revolution."

„Du sprichst wahrer, als Du es glaubst," erwiederte die Markise.

„Wenn Sie aber, liebe Mutter," sagte die Gräfin, „so viele Vorbehalte machen, so werden wir nicht umhin können, etwas ganz Geschmackloses zu Stande zu bringen."

„Ich vertraue Deinem guten Geschmack," entgegnete die Markise, „sowie darauf, daß Rafael, sei ihm wie ihm wolle, sowohl zu erfinden, als auch darzustellen vermag. Noch eine Bemerkung erlaubt mir. Wenn Ihr Gott erwähnt, so nennt ihn bei seinem Namen und nicht, wie es jetzt Mode ist, Höchstes Wesen, Höchste Einsicht, Lenker des Universums und dergleichen."

„Wie, Sennora Tante?" rief Rafael, „Sie bestreiten Gott seine Gerechtsame und seine Eigenschaften?"

„Gewiß nicht," versetzte die Markise, „aber in dem Namen Gott ist Alles enthalten. Sucht man nach hochtrabenderen Bezeichnungen, so ist das gerade so, als wenn man Gold versilbern wollte. Das kommt mir ganz so vor, als wenn man hier auf Erden der Staatsgewalt den Königstitel nimmt und an dessen Stelle dieselbe Präsident, Erster Consul oder Protektor nennt. Ehe

Lucifer vollständig von Gott abfiel, hat er ihn sicher Höchstes Wesen genannt."

„Aber Sie können doch nicht leugnen, Tante," bemerkte Rafael, „daß diese Bezeichnung viel ehrerbietiger und unterwürfiger klingt."

„Uebereile Dich nicht, Rafael!" sagte die Markise ungeduldig. „Du widersprichst mir stets, nicht um mich zu überführen, sondern um mich zu ärgern. Gieb Gott den Namen, den er sich selbst gegeben hat; einen bessern kann ihm Niemand verleihen."

„Sie haben recht, liebe Mutter," sagte die Gräfin. „Lassen wir Mängel, Thränen und Verbrechen bei Seite; machen wir etwas Gutes, Elegantes, Heiteres."

„Aber, Gracia," sagte Rafael, „man muß denn doch wohl zugeben, daß es nichts Abgeschmackteres in einem Roman geben kann, als eine isolirte Tugend. Ich nehme z. B. an, ich wollte das Leben meiner Tante beschreiben. Da werde ich also sagen: sie war ein vortreffliches Mädchen, sie vermählte sich nach dem Willen ihrer Eltern mit einem ebenbürtigen Manne; sie war das Muster aller Gattinnen und Mütter und hatte nur den einen Fehler, daß sie etwas den altväterischen Ansichten anhing und eine zu große Vorliebe für das L'Hombre besaß. Das klingt Alles auf einem Grabstein recht gut, aber man wird nicht leugnen können, daß es für einen Roman sehr abgeschmackt ist."

„Wie kommst Du darauf," fragte die Marquise, „daß ich darnach trachte, die Heldin in einem Roman zu spielen? Welcher Unsinn!"

„Nun," meinte Stein, „so mag ein phantastischer Roman verfaßt werden."

„Keineswegs," sagte Rafael; „für Euch Deutsche mag er passen, aber für uns nicht. Ein spanischer phantastischer Roman würde eine unausstehliche Affektation sein."

„Gut," fuhr Stein fort, „so sei es ein heroischer oder ein düsterer Roman."

„Gott behüte uns davor!" rief Rafael, „der würde für Polo passen."

„Ein sentimentaler Roman."

„Ich schaudere schon, wenn ich bloß dies Wort höre," sprach Rafael. „Nichts paßt weniger, als das Weinerliche für den spanischen Charakter. Die Sentimentalität steht mit demselben in einem eben solchen Gegensatz, wie das sentimentale Gewäsch zu der kastilianischen Sprache."

Da fragte die Gräfin: „Was sollen wir denn nun eigentlich machen?"

„Zweierlei Arten passen nach meiner geringen Einsicht für uns: der historische Roman, den wir den gelehrten Schriftstellern überlassen, und der Sittenroman,

der gerade das ist, wozu wir mit unserer stammelnden Rede am geeignetsten sind."

„So sei es ein Sittenroman," versetzte die Gräfin.

„Er ist der Roman," fuhr Rafael fort, „welcher so recht eigentlich das Nützliche mit dem Angenehmen verbindet. Jedes Volk müßte die seinigen schreiben. Werden sie mit Sorgfalt und mit wahrhaftem Beobachtungsgeist abgefaßt, so werden sie viel dazu beitragen, die Menschheit, die Geschichte, die praktische Moral, sowie die Oertlichkeiten und die Zeit kennen zu lernen. Wäre ich an Stelle unserer Königin, so ließe ich in jeder Provinz einen solchen Roman abfassen, so daß nichts zu berichten und auseinanderzusetzen übrig bliebe."

„Das wäre allerdings eine neue Art von Geographie," sagte Stein lächelnd. „Und die Schriftsteller, wo nehmen wir die her?"

„Man wird sie finden, wenn man sie nur aufsucht," antwortete Rafael. „Was immer unternommen werden soll, es wird nie an dazu tauglichen Leuten fehlen, wenn man nur den rechten Takt besitzt, sie zu ermitteln. Ich selbst liefere hiervon den Beweis und Sie sollen einen von mir verfaßten Roman zu vernehmen bekommen, der zu beiden Arten gehören wird."

„Was wird da herauskommen?" sagte die Marquise. „Don Federico, Sie sehen, er ähnelt Bertoldo."

„Wenn meine Cousine etwas Gutes und Einfaches, meine Tante etwas Moralisches ohne Leidenschaften, Abgeschmacktheiten, Verbrechen und ohne Stellen aus der heiligen Schrift, wenn meine Cousine Rita etwas Feierliches verlangt, so werde ich das ehrenvolle, moralische Leben meines Oheims, des Generals Santa Maria, zum Gegenstand meines Romans nehmen.“

„Das fehlte noch,“ sagte die Markise, „daß Du meinen Bruder zum Gegenstand Deines Spottes ausersähest. Nach meinem Dafürhalten paßt er dazu durchaus nicht. — Schäme Dich was!“

Rafael entgegnete: „Ich achte und schätze meinen Oheim mehr, wie sonst Jemanden in der Welt, und ich weiß, daß seine militärischen Verdienste, die zuweilen keine Schranken kennen, ihm den Beinamen des Don Quixote im Heer verschafft haben. Nichtsdestoweniger hat auch er seine Geschichte. Wenn nämlich Madame Staël behauptet, daß das Leben einer Frau stets ein Roman ist, so glaube ich mit gleichem Recht behaupten zu können, daß das Leben eines Mannes stets eine Geschichte ist. Hören Sie nur, unvergleichlicher Doktor, die Geschichte meines Oheims im Auszuge. Santiago Leon Santa Maria war von Geburt an für die edle kriegerische Laufbahn bestimmt; er erblickte das Tageslicht oder vielmehr das Dunkel der Nacht, als der Zapfenstreich unter dem

Balkon des Hauses vorüberging; er trat also unter Trommelschlag in die Welt."

„Das hat seine Richtigkeit," sagte die Markise lächelnd.

„Ich lüge niemals ... wenn ich die Wahrheit sage," fuhr Rafael mit ernster Miene fort. „Zum Zeichen dieser Vorherbestimmung wurde er mit einem blutrothen Mal auf der Brust geboren; es war ein Degen, den die Natur so getreu wie nur irgend möglich gezeichnet hatte. Alle Gevatterinnen des Viertels eilten herbei und begrüßten den General in partibus der Heere Sr. katholischen Majestät."

„Er hat nichts der Art," sagte die Markise. „Allerdings hat er auf der Brust ein Mal, es sieht aber wie ein Rettig aus, weil seine Mutter einmal nach einem solchen Gewächs sehr gelüstete."

„Sie sehen, Doktor," meinte Rafael, „daß meine Tante der Geschichte ihres geliebten Bruders alles Wunderbare und alle Poesie benimmt. Ein Rettig statt eines kriegerischen Ordens auf der Brust eines Helden! Ei, ei, Tante, kann es etwas Lächerlicheres geben?"

„Ist es denn so lächerlich," fragte die Markise, „mit einem Mal auf der Brust geboren zu werden?"

„Erzähle weiter, Rafael," sagte Rita. „Ich habe bisher noch nichts von diesen einzelnen Thatsachen er-

fahren. Aber Du mußt nicht immer auf Abschweifungen kommen."

„Nichts drängt uns, liebe Rita," versetzte Rafael; „was haben wir denn für Eile? Das ist auch einer der Vorzüge, die wir vor den übrigen Völkern besitzen, daß wir nicht im Galopp leben, wie die vom Auslande uns überkommenen Schnellläufer."

„Kaum hatte Leon Santa Maria das zwölfte Jahr erreicht, so trat er als Kadet in ein Regiment und seitdem erblickte man ihn kerzengerade wie eine Spindel, ernst wie eine Predigt und feierlich wie ein Begräbniß. Er erlernte das Exercitium, focht dann wie ein tapferer Bursche im Roussillon, und so kamen die Jahre heran, in welchen das Herz zu singen und zu seufzen beginnt."

„Rafael, Rafael," rief seine Tante, „bedenke, mit wem Du sprichst!"

„Sorgen Sie nicht, Tante; ich werde nur von platonischen Liebesverhältnissen reden."

„Was? von Liebesverhältnissen? Giebt es denn etwa verschiedene Klassen derselben?"

„Die platonische Liebe," versetzte Rafael, „beschränkt sich auf einen Blick, auf einen Seufzer, auf einen Brief."

„Das nennt man die Vorhut," sagte die Markise; „aber Du weißt, daß das Heer selbst hinterdrein kommt; decken wir daher einen Schleier über dies Kapitel."

„Sennora Markise,“ entgegnete Rafael, „fürchten Sie nichts. Meine Geschichte wird von der Art sein, daß Jeder, der dieselbe vernimmt, sie meinem Oheim, den Degen in der einen und die Palme in der andern Hand, wiedererzählen kann.

Seine erste Liebschaft hatte er mit einem tapfern Mädchen von Osuna, wo sein Regiment im Quartier lag. Ehe er sich's versah, langte der Befehl zum Abmarsch an. Mein Oheim erklärte, daß er zurückkommen würde, und sie sang in einem fort: Mambru zog in den Krieg; ja sie würde noch heut dasselbe singen, wenn nicht ein großer Landmann ihr seine große Hand und sein großes Landgut angeboten hätte. Trotzdem war sie anfangs untröstlich. Sie weinte wie die Wolken im Oktober und rief unablässig Tag und Nacht: Santa Maria, Santa Maria! Eine Magd, die in ihrer Nähe schlief, glaubte, daß ihre Gebieterin die Litanei betete, und unterließ daher nicht, in aller Frömmigkeit zu respondiren: Ora pro nobis!“

„Mein Oheim,“ fuhr Rafael fort, „erhielt den Befehl, sich nach Amerika einzuschiffen; er kehrte zurück, um an dem Unabhängigkeitskriege Theil zu nehmen, und fand demnach keine Zeit, an Liebeshändel zu denken. So kam es, daß er keine andern Schönen kennen lernte, als die er nach der Trommel marschiren lassen konnte,

und er erhielt dadurch ein so sauertöpfisches Wesen, daß man ihn nur den General Agraz*) nannte.

„Was erkühnst Du dich zu sagen!“ rief die Tante.

„Tante,“ versetzte Rafael, „ich wiederhole nur das, was ich von Andern gehört habe. Piano, pianissime kamen so die sechszig Jahre heran und in ihrer Begleitung der gewöhnliche Troß von Rheumatismen und Katarrhen, die bald das Ansehen hatten, als wollten sie chronisch werden. Meine Tante und alle seine Freunde riethen ihm, den Abschied zu nehmen und sich zu verheirathen, um ruhig zu leben. Bedenken Sie, Doktor, dies Mittel: sich verheirathen, um ruhig zu leben! Sie können daraus ersehen, daß meine Tante es mit der Homöopathie hält.“

„Mit dem neuen System,“ fragte die Marquise, „welches Reizmittel vorschreibt? Glauben Sie das nicht, Doktor, und verschreiben Sie ja nicht dergleichen Mittel dem Kleinen.“

„Nun, was ich sagen wollte,“ fuhr Rafael fort, „es gab hier eine ledige Person von reiferen Jahren, die sich nicht hatte nach dem Wunsch ihres Vaters verheirathen wollen und die der Vater nicht hatte nach ihrem Wunsch

*) Ein Getränk, zu dem der Saft von unreifen Weintrauben genommen wird.

heirathen lassen. Dieser Papa war ein sehr eitler Herr, zumal da seine Tochter Donna Pancrazia Kuhkopf (Cabeza de Vaca) hieß. Nun gut, dieser edle Viehtheil ...“

Doch die Markise unterbrach ihn:

„Spotte so viel Du willst, da Du ja über Alles spotten mußt; dies Vorrecht hat Dir nun einmal die Natur ebenso verliehen, wie der Sonne das Glänzen. Doch wissen Sie, Don Federico, daß dieser Name, der den Ohren meines Neffen so lächerlich klingt, einer der erlauchtesten und ältesten Spaniens ist. Er verdankt seinen Ursprung der Schlacht von Las Navas von Tolosa ...“

„Welche,“ fügte Rafael hinzu, „im Jahre 1212 stattfand und von dem König Don Alfonso IX., genannt der Edle, Vater der Königin von Frankreich Blanca, der Mutter des heil. Ludwig, gewonnen wurde. Durch diese Heldenthat befreite er zugleich Kastilien von dem Joch der Sarazenen.“

„So ist es,“ sagte die Markise. „Meine Schwägerin hat mir nun Folgendes erzählt: Der Miramamolin hatte sich auf eine Höhe geflüchtet, wo er sich an einer mit eisernen Ketten umgebenen Stelle sammt seinen Schätzen verschanzte. Ein Fluß trennte diese Höhe von dem Heer der Christen. Da der König nicht über den-

selben gelangen konnte, gerieth er in Verzweiflung. Es meldete sich jedoch endlich ein alter Hirt mit seinem langen Mantel und seiner Kapuze und zeigte ihm eine Furth an, durch welche der Uebergang über den Fluß leicht bewerkstelligt werden könnte. Geht diesen Fluß hinab und wenn ihr bis an eine Stelle kommt, wo ihr den Kopf einer von Wölfen gefressenen Kuh findet, dort ist die Furth. In Verfolg dieser Benachrichtigung wurde jene denkwürdige Schlacht gewonnen. Der König erhob aus Dankbarkeit denjenigen, der ihm einen so ausgezeichneten Dienst erwiesen hatte, in den Adelstand und gab ihm und seinen Nachkommen den Namen Kuhkopf. Meine Schwägerin erzählte mir auch, daß man in der Kathedrale von Toledo die Statue des patriotischen Hirten und die Ketten vom Lager des Miramamolin aufbewahrt."

„Ein sechshundertjähriger Adel," bemerkte Rafael, „ist ein Kaff gegen den unsrigen. Sie müssen nämlich wissen, Doktor, daß der Name Santa Maria alle Kuhköpfe verdunkelt, und sollte gleich deren Stammbaum bis zu dem Hornvieh hinaufreichen, welches Noah in seine Arche aufnahm. Wir sind nämlich Verwandte der heil. Jungfrau, nichts mehr und nichts weniger. Ein Beweis hierfür ist folgender: Wenn die eine von meinen Großmüttern mit ihren Dienerinnen nach guter spanischer Sitte den Rosenkranz betete . ."

„Eine Sitte, die nun auch eingeht," unterbrach ihn seufzend die Markise.

„So sagte sie," fuhr Rafael fort, „Gott grüße Dich, Maria, meine Nichte und Herrin, und die Dienerinnen respondirten: Heilige Maria, Nichte und Herrin von Ihro Gnaden."

„So etwas darfst Du nicht in Gegenwart von Ausländern erzählen, Rafael," sagte die Gräfin, „denn entweder sind sie bereits dergestalt gegen uns eingenommen, daß sie ihm keinen Glauben schenken, oder sie sind, ohne es zu glauben, böswillig genug, es weiter zu verbreiten. Was Du da eben berichtetest, ist aller Welt bekannt; es ist ein Scherz, den man aufgebracht hat, um die Ansprüche unserer Familie auf ihren alten Adel lächerlich zu machen."

„Da fällt mir bei den Ausländern etwas ein. Weißt Du, Nichte, daß Lord Londonderry eine Reise nach Spanien geschrieben hat, in der es unter andern heißt, es gebe nur eine hübsche Frau in Sevilla, und zwar die Markise A....., wobei er wahrscheinlich ihren Namen auf das Seltsamste entstellt hat?"

„Er hat recht," sagte die Gräfin, „Adela ist äußerst reizend."

„Sie ist äußerst reizend," erwiederte Rafael, „allein zu behaupten, daß sie die einzige ist, das erscheint mir denn doch als eine übergroße Albernheit. Der Major

ist wüthend und will mit Vollmacht der Giralda, die man für das beste Mädchen von ganz Madrid hält, einen Verleumdungsprozeß erheben.“

„Das nennt man königlicher gesinnt sein, als der König selbst,“ sagte Rita mit einer anmuthig verächtlichen Miene, „und Du kannst dem Major die Versicherung geben, daß uns gar nichts daran gelegen ist, ob uns der Lord für häßlich oder für hübsch erklärt. Aber fahre in Deiner Geschichte fort, Rafael; Du bliebst bei den Präliminarien der Vermählung des Oheims stehen.“

„Bevor Rafael weiter erzählt,“ unterbrach ihn die Markise, „will ich Ihnen, Don Federico, nur bemerken, daß der Adel unserer Familie bereits im Jahre 737 anerkannt wurde, denn einer unserer Vorfahren brachte jenen Bären um, durch den der Gothenkönig Don Favila sein Leben verlor, und deshalb führen wir einen Bären in unserm Wappen.“

Rafael brach in ein so lautes Gelächter aus, daß er dadurch den Faden der von seiner Tante begonnenen Erzählung abschnitt.

„Ei, ei,“ sagte er, „ist das nicht der zweite Theil von „Meiner Nichte und Herrin“? Die Markise besitzt eine Sammlung genealogischer Daten, eines immer eben so wahr, wie das andere. Sie weiß den Stammbaum

der Herzöge von Alba, der ein Peru werth ist, auswendig."

„Wenn Sie die Güte haben wollten, Sennora Marquise, mir von demselben Einiges mitzutheilen, würde ich Ihnen unendlich dankbar sein."

„Mit dem größten Vergnügen," erwiederte die Marquise, „und ich hoffe, daß Sie meinen Worten mehr Glauben schenken werden, als dieser Bursche hier, der sich nun einmal rühmt, mehr zu wissen als die, welche vor ihm geboren wurden. Sie wissen, nichts adelt den Menschen mehr als tapfere Thaten."

„Aus diesem Grunde," sagte Rita, „könnte José Maria geadelt, ja Grande von Spanien erster Klasse werden."

„Wie gern widersprechen doch meine Verwandten!" rief die Marquise etwas ungeduldig aus. „Nun ja, Sennorita. Wäre José Maria kein Räuber, so könnte er geadelt werden."

„Da wir hier auf José Maria kommen," bemerkte Rafael, „so will ich Ihnen, Don Federico, eine tapfere That dieses Herrn erzählen. Ich erfuhr sie aus bester Quelle."

„Wir kümmern uns um die Heldenthaten der Buschklepper nicht," sagte die Marquise. „Rafael, Du sprichst in's Blaue hinein."

„Hören Sie mein Abenteuer des José Maria,"

fuhr Rafael fort. „Ein heldenmüthiger, ritterlicher, galanter und vornehmer Räuber, das ist auch eine Frucht, die nur auf unserm Boden gedeiht. Ihr Ausländer könnt viele Herzöge von Alba haben, allein einen José Maria habt Ihr sicher nicht."

„Was sagst Du?" sprach die Marquise; „die Ausländer können viele Herzöge von Alba haben? Ei ja doch! Das ist ganz leicht! Hören Sie, Don Federico: Als der heil. König Don Fernando vor den Mauern von Sevilla einsah, daß die Belagerung sich in die Länge ziehen würde, schlug er dem Maurenkönig ..."

„Welcher Axataf hieß, damit Sie sehen, daß die Geschichte wahr ist," unterbrach Rafael die Marquise.

„Der Name thut wenig zur Sache," fuhr diese fort. „Der heil. König schlug vor, daß das Schicksal der belagerten Stadt durch einen Zweikampf der beiden Monarchen, Körper gegen Körper, entschieden werden sollte. Der Maure scheute sich, die Herausforderung abzuweisen; der König Fernando aber hielt seine Absicht vor der ganzen Welt geheim, und wie die verabredete Stunde näher rückte, verließ er Abends sein Lager und machte sich auf den Weg nach dem bezeichneten Kampfplatz. Ein Soldat von seiner Wache sah ihn fortgehen, ahnte ungefähr seine Absicht, und da er fürchtete, daß der König in einen Hinterhalt fallen könnte, so bewaffnete er sich und folgte ihm von weitem nach. Als der Mo-

narch bei dem damals sehr wilden Ort anlangte, der bis auf den heutigen Tag die Quelle des Königs heißt, erwartete er die Ankunft des Mauren. Je länger er aber wartete, desto weniger dachte dieser daran, der Herausforderung Folge zu leisten. So ging die Nacht vorüber, und bei Tagesanbruch hielt sich Don Fernando für überzeugt, daß sein Gegner nicht kommen würde. Er begab sich daher auf den Rückweg. Da vernahm er plötzlich in dem Gebüsch ein Geräusch und er rief: es möge sich derjenige zeigen, wer immer sich in demselben verborgen halte. Der Soldat war es und gehorchte dem Befehl.

Was machst Du hier? fragte der König.

Sennor, erwiederte der Soldat, ich sah Ew. Majestät das Lager verlassen und ahnte deren Absicht. Ich fürchtete eine Falle und wollte Ew. Person beschirmen.

Allein? fragte der König.

Sennor, fuhr der Soldat fort, Ew. Majestät und ich, reichen wir nicht gegen zweihundert Mauren hin?

Du hast mein Lager als Soldat verlassen, sagte der König, als Herzog von Alba*) sollst Du es wieder betreten."

„Sie sehen, Don Federico," fuhr Rafael fort, „daß

*) Alba soviel als Tagesanbruch, Morgendämmerung.

diese Volkssage Zweikämpfe um Mitternacht stattfinden läßt und Herzöge mir nichts dir nichts ernennt."

„So schweige doch um Gottes Willen, Rafael," sagte die Gräfin, „und laß uns diesen Glauben, denn diese Etymologie gefällt mir."

„Ja," erwiederte Rafael, „allein der Herzog von Alba wird Deiner Mutter keinen Dank wissen für die Illustration, die sie ihm dadurch zu geben beabsichtigt. Doch Ihr sollt sehen, wie es sich eigentlich mit der Sache verhält."

Rafael eilte nach diesen Worten von dannen und kam schnell mit einem Pergamentfolianten zurück, den er aus der Bibliothek des Grafen geholt hatte.

„Hier," sagte er, „hier ist: Die Entstehung, die Privilegien und das Alter des hohen Adels von Kastilien von Don José Berni und Catala, Advokaten beim königlichen Rath. Da heißt es S. 140: Graf von Alba, jetzt Herzog. Der erste war Don Fernando Alvarez von Toledo, den Juan II. 1439 zum Grafen von Alba ernannte. Don Enrique IV. erhob ihn 1469 zum Herzog. Diese erlauchte und angesehene Familie stammt aus königlichem Blut und hat in Spanien im Kriege wie im Frieden die höchsten Aemter und Würden bekleidet. Der Herzog stand an der Spitze des gesammten Heeres bei der Eroberung von Flandern, sowie bei der Eroberung Portugals, wo er Wunder der Tapfer-

keit verrichtete. Diese hocherlauchte Familie hat einen solchen Glanz und solche Verdienste, daß, um dieselben aufzuzählen, Bände geschrieben werden müßten. — Sie sehen also, Tante, daß die Geschichte, die Sie uns erzählt haben, mag sie auch noch so verbreitet sein, apokryph ist."

„Ich weiß nicht," meinte die Markise, „was dieses griechische oder französische Wort bedeutet. Allein kehren wir wieder zu den Santa Marias zurück; sie erhielten diesen Namen, weil . . ."

„Tante, Tante," rief Rita, „verschonen Sie uns gütigst mit unserer genealogischen Geschichte. Haben wir nicht schon genug an den Geschichten der Kuhköpfe und der Alba's? Wenn Sie sich zum zweiten Mal zu vermählen gedenken, dann mögen Sie Ihren genealogischen Staat vor Ihrem Geliebten auskramen."

„Der Familienname der Herzöge von Alba," sagte Stein, „ist Alvarez, und so heißt auch mein Hauswirth, ein guter, ehrenwerther und bescheidener Mann. Ich habe mich schon oft darüber gewundert, daß hier zu Lande Hoch und Niedrig dieselben Namen führen. Ist es denn in der That andem, daß, wie ich in meiner Heimath hörte, alle Spanier von edlem Blute sind?"

„Das ist eine Begriffsverwirrung," versetzte Rafael, „wie denn überhaupt das Ausland keine klare Anschauung von den spanischen Verhältnissen hat. So giebt es wohl kaum einen Fremden, der nicht steif und fest

glaubte, daß jeder unserer Ackerknechte beim Pflügen den Ritterdegen an seiner Seite hat. Es giebt in Spanien viele allgemeine und fast gemeinschaftliche Familiennamen, daran ist nicht zu zweifeln, aber dies kommt großentheils daher, weil in früherer Zeit die Sklaven bei der Freilassung die Namen ihrer Herren erhielten. Die Namen, welche die freien Mauren führten, besonders die der Magnaten, mußten sich vermehren, je nachdem diese eine größere Anzahl von Sklaven besaßen. Einige von diesen neuen Familien zeichneten sich aus und wurden geadelt, denn viele stammen von edlen Mauren ab. Allein die Granden von Spanien, die dieselben Namen führen, würden es sehr übel nehmen, wenn man sie mit diesen Familien verwechselte, wie mit denen der Handwerker, die sich in demselben Falle befinden. Ebenso muß man auch erwägen, daß viele sich nach den Ortschaften nannten, aus denen sie hervorgingen. So haben wir denn Hunderte von Medinas, Castillas, Navarros, Toledos, Burgos, Aragons u. s. w. Was nun den Anspruch auf edles Blut anbetrifft, der unter den Spaniern so sehr verbreitet ist, so ist derselbe nicht ganz unbegründet, denn es liegt vor Augen, daß das Volk Stolz und Neigungen besitzt, die, dem Gemeinen abhold, nach Auszeichnung trachten; allein diese Züge des Nationalcharakters darf man nicht mit den lächerlichen Ansprüchen auf Adel verwechseln, wie wir sie in neuester

Zeit erlebt haben. Das spanische Volk trachtet nicht darnach, sich mit Lumpen herauszuputzen oder den Kreis zu überschreiten, den ihm die Vorsehung angewiesen hat; aber es legt der Reinheit des Blutes dieselbe Wichtigkeit bei wie seiner Ehre, namentlich in den nördlichen Provinzen, deren Bewohner sich rühmen, die Mischung mit maurischem Blut von sich fern gehalten zu haben. Diese Reinheit geht verloren durch uneheliche Geburt, durch die mehr oder minder zweifelhafte Verbindung mit mulattischem oder jüdischem Blut, sowie durch das Amt eines Scharfrichters oder eines Ausrufers, endlich durch infamirende Strafen."

„Mein Gott," sagte Rita, „wie langweilig sind Sie mit Ihrem Adel. Willst Du nicht so gut sein, Rafael, und in der Geschichte des Oheims fortfahren?"

„Warum nicht gar!" rief die Markise.

„Tante," entgegnete Rafael, „wenn eine Erzählung nicht gefällt, der Erzähler zu viel auf's Rechthaben hält. Also, Don Federico, Santa Maria und die Kuhkopf verbanden sich wie zwei Tauben. Oftmals habe ich gehört, daß meine Tante, die bei der Vermählung zugegen war, vor Freude und Rührung geweint hat, als sie eine so passende Verbindung vor Augen hatte. Die Besorgnisse, die meinem Oheim der Name seiner theuren Hälfte hätte einflößen können, schwanden schon bei ihrem Anblick."

„Rafael, Rafael!“ rief die Markise.

„Aber, wer in Erstaunen gerieth,“ fuhr Rafael fort, „das war die ganze Welt, und mehr als Alle mein Oheim, als nach neun Monaten die Kuhkopf einen kleinen Santa Maria gebar, so klein wie ein Fächer und wie von einem X mit einem Z erzeugt. Die Kuhkopf prahlte mehr als das Haupt des Jupiter, nachdem es Minerva geboren hatte. Aus diesem Grunde begann nun ein ehelicher Zwist. Die Sennora verlangte, daß die süße Frucht ihrer Liebe den Namen Pancracio erhielte, ein Name, den seit der Schlacht von Las Navas von Tolosa stets die Erstgeborenen in ihrer Familie geführt hatten. Mein Oheim bestand darauf, daß der dereinstige Repräsentant der Santa Maria's keinen andern Namen als den wohlklingenden, kriegerischen seines Vaters trüge. Meine Tante stellte die Einigkeit wieder her, indem sie vorschlug, das Kindlein Leon Pancracio zu taufen; daher kam es denn, daß sein Vater es stets Leon, die Mutter es stets Pancracio nannte.“

Plötzlich wurde diese Erzählung durch den General unterbrochen, der bleich wie der Tod, mit zusammengekniffenen Lippen und Blitze aus den Augen schleudernd, in das Zimmer trat.

„Heiliger Gott,“ flüsterte Rafael Rita zu, „ich möchte jetzt sieben Klaftern unter der Erde sein wie die römi-

schen Statuen, die die Mauren für den Grund der Giralda verwandten."

„Ich bin wüthend," sagte der General.

„Was haben Sie, Oheim?" fragte die Gräfin, roth wie ein Liebesapfel.

Rita senkte ihren Kopf auf die Stickerei und verbiß das Lachen.

Die Markise machte ein längeres Gesicht als Don Quijote.

„Es ist schändlicher als Leute zu verspotten," fuhr der General mit bebender Stimme fort; „es ist eine Beleidigung."

„Oheim," sagte die Gräfin, indem sie ihre Stimme so viel als möglich sänftigte, „wenn man keine böse Absicht hat, wenn es bloßer Leichtsinn, nichts als Unbesonnenheit, Lust zu lachen . . ."

„Lust zu lachen?" unterbrach sie der General; „über mich zu lachen? über meine Frau zu lachen? Bei meinem Leben, diese Lust soll man verlieren. Ich werde diesen Augenblick meine Klage bei der Polizei einreichen."

„Bei der Polizei? Bist Du bei Sinnen, Bruder?" rief die Markise.

„Wenn ich aus dieser Geschichte gut herauskomme," sagte Rafael zu Rita, „so gelobe ich dem heil. Johannes dem Verschwiegenen, ihm Jahr und Tag nachzuahmen."

„Mein lieber Leon," fuhr die Markise fort, „ich bitte Dich um Gotteswillen, lege doch einer Kinderei nicht eine solche Wichtigkeit bei. Beruhige Dich. Ich weiß, daß er Dich liebt und Dich hochachtet. Willst Du, daß ein Skandal daraus entstehen soll? Die Klagen über die Familie dürfen nicht in die Oeffentlichkeit gelangen. Also, Leon, Bruder, laß es unter uns bleiben."

„Was schwatzest Du von Klagen über die Familie?" versetzte der General, indem er sich zu seiner Schwester herumwandte. „Was hat die Familie mit der Unverschämtheit dieses schauderhaften Engländers zu schaffen, der da unsere Landsleute beschimpft?"

Als er diese Worte gesprochen, athmeten die Schwester und die übrigen Verwandten des Generals freudig auf, als wäre ihnen ein Stein vom Herzen gefallen. Ihre Befürchtung, daß der unbeugsame Veteran unserm Chronisten zugehört haben könnte, war grundlos, und Rafael fragte mit wohlklingendster Stimme:

„Nun, was hat denn dieses große Amphibium gethan?"

„Was er gethan hat?" versetzte der General, „ich will es Dir sagen. Du weißt, daß zu meinem Unglück dieser Mensch geradeüber von meinem Hause wohnt. Nun gut: um ein Uhr in der Nacht, wenn alle Welt im besten Schlafe ist, öffnet er das Fenster und beginnt . . . Trompete zu blasen."

„Ich weiß, daß er diesem Instrument wüthend zugethan ist,“ sagte Rafael.

„Aber er bläst es außerdem ganz schlecht,“ fuhr der General fort, „und mit dem Hauch aus seiner ungeschlachten Brust entlockt er dem Instrument Töne, die die Mauern zwanzig Meilen in der Runde zu zertrümmern vermöchten, weshalb denn auch alle Hunde in der Nachbarschaft zu heulen beginnen. Du kannst Dir also denken, wie er uns die Nächte zubringen läßt.“

Alle Anstrengungen, die bis dahin die Zuhörenden gemacht hatten, das Lachen zu verhalten, waren endlich vergeblich. Dasselbe brach jetzt bei Allen so gleichzeitig und so laut heraus, daß der General plötzlich schwieg und ihnen einen Blick des Unwillens zuwarf.

„Das fehlte noch, daß Euch eine solche unverschämte Frechheit, eine solche Mißachtung der Leute lächerlich erscheint. Na, lacht nur, lacht nur! wir werden ja sehen, ob der von Dir Empfohlene gleichfalls lachen wird.“

Er sprach's, und festen Schrittes, wie er gekommen war, begab er sich nach der Polizei.

Rita war vor Lachen ganz außer sich.

„Um Gotteswillen, Rita,“ sagte die Marquise ungehalten: „Es wäre denn doch wohl schicklicher, daß Dich eine solche Rücksichtslosigkeit empörte, als daß Du darüber lachst.“

„Tante,“ versetzte das Mädchen, „ich sehe recht gut

ein, was man in solchem Falle zu thun hat; allein selbst wenn ich bereits im Sarge läge, müßte ich lachen. Um aber meinen Oheim zu rächen, verspreche ich Ihnen: kommt der verdrehte Major, um mir gedrechselte Redensarten vorzuradebrechen, so werde ich ihm nicht blos den Rücken kehren, sondern ihm auch sagen: schonen Sie Ihren Athem beim Trompeteblasen."

„Du würdest besser thun, wenn Du dem Beispiel der fremden Damen folgtest," sagte Rafael, „die roth auflegen, wenn sie guten Morgen, und weiß, wenn sie gute Nacht sagen."

„Freilich wäre das besser," entgegnete Rita, „allein ich ziehe vor, das Schlimmere zu thun."

Stein mit seiner deutschen Beharrlichkeit sagte nun: „Sie haben mir, Sennor von Arias, eine tapfere That des José Maria zu erzählen versprochen."

„Ein anderes Mal," antwortete Rafael, und, indem er nach der Uhr sah, fügte er hinzu: „Hier ist mein General en Chef; es ist bereits drei Viertel auf drei, und um drei Uhr bin ich bei dem General-Kapitän zur Tafel befohlen. Wenn ich Sie wäre, Doktor, so würde ich zu meiner Tante Kuhkopf eilen, um ihr bei dem kritischen Zustand, in welchen sie die Trompete des Majors versetzt hat, Hülfe zu leisten."

Fünftes Kapitel.

Da das Kind der Gräfin wieder völlig genesen war, so wurde ein Abend festgesetzt, an welchem Maria in der Gesellschaft erscheinen sollte. Schon waren einige Gäste versammelt, als Rafael Arias eilends eintrat.

„Cousine,“ sagte er, „ich komme, Dich um eine Gunst zu bitten; wenn Du mir dieselbe verweigerst, so werde ich sofort mein Haupt . . . zu Bett legen unter dem Vorwande einer ungeheuren Migräne.“

„Herr Jesus!“ entgegnete die Gräfin, „wie kann ich ein solches Unglück verhüten?“

„Du sollst es hören. Gestern habe ich einen Brief von einem meiner Kollegen bei der Gesandtschaft, von dem Vicomte von Saint Léger erhalten.“

„Laß das Saint und den Vicomte weg und begnüge Dich mit dem bloßen Léger,“ sprach der General.

„Gut!“ erwiederte Rafael. „Mein Freund, der nach der Ansicht des Oheims weder Vicomte noch heilig ist, empfiehlt mir einen italienischen Fürsten.“

„Einen Fürsten! freilich, freilich!“ sagte der General nachdenklich. „Weshalb bedient man sich denn nicht der rechten Namen? Er wird nichts weiter als ein Karbo=

nari, ein Emissär, eine recht eigentliche Landplage sein. Und woher ist dieser Fürst?"

„Ich weiß es nicht," versetzte Rafael; „in dem Briefe steht nur Folgendes: Sie würden mich zum Dank verpflichten, wenn mein Empfohlener die schönsten und liebenswürdigsten Frauen, die auserlesensten Gesellschaften und die merkwürdigsten Alterthümer des schönen Sevilla, dieses Gartens der Hesperiden, durch Sie kennen lernte."

„Er meint wohl den Garten des Alcazar?" bemerkte die Markise.

„Wahrscheinlich!" fuhr Rafael fort. „Als ich diesen Auftrag erhielt, wußte ich nicht, welchen Heiligen ich um seinen Beistand anrufen sollte; da kam ich auf die prächtige Idee, meine Cousine zu ersuchen, daß Sie dem Fürsten Aufnahme in ihre Abendgesellschaft gestatten möchte; denn auf diese Weise lernt er die schönsten und liebenswürdigsten Frauen, die auserlesensten Gesellschaften und" — fügte er leise unter Hinweisung auf den L'Hombretisch hinzu — „die merkwürdigsten Alterthümer von Sevilla kennen."

„Bedenke, daß meine Mutter hier ist," flüsterte die Gräfin, die sich kaum des Lachens enthalten konnte; „Du bist ein unverschämter Mensch." Laut fügte sie hinzu: „Er soll mir sehr willkommen sein."

„Gut, sehr gut!" sagte der General und mischte dabei ungestüm die Karten. „Erweist ihnen alle erdenkli-

chen Aufmerksamkeiten, öffnet ihnen angelweit die Pforten, nehmt diese Herumtreiber freundlich auf! Auf Eure Kosten werden sie sich unterhalten und dann hinter Eurem Rücken Euch verspotten."

„Glauben Sie nur, Oheim," versetzte Rafael, „daß wir Rache nehmen werden; denn dazu sind sie vortrefflich geeignet. Einige kommen blos in der Absicht zu uns, um Abenteuer aufzusuchen, da sie überzeugt sind, daß Spanien das klassische Land für dergleichen ist. Voriges Jahr war einer hier, der an dieser Monomanie litt. Es war ein Irländer, ein Verwandter des Lord W."

„Ja, ja, wie ich ein Verwandter des Großsultans bin!" sagte der General nach seiner beliebten Redeweise.

„Der Geist des Helden von der Mancha," fuhr Rafael fort, „hatte sich meines Irländers bemächtigt, den ich grünes Erin nennen will, da ich seinen rechten Namen vergessen habe. Eines Nachmittags gingen wir über den Herzogsplatz. Der Himmel verdunkelte sich und es brach plötzlich ein Ungewitter los; ich suchte unter Dach und Fach zu kommen, er aber wollte ein spanisches Unwetter näher kennen lernen. Ich machte ihm wohlbegründete Vorstellungen, daß er durch und durch naß werden würde; da erklärte er mir, daß sein ganzer Anzug wasserdicht wäre: Hut, Mantel, Beinkleider, Handschuhe, Stiefeln, Alles. Natürlich überließ ich ihn seinem Schicksal."

„Kann man so etwas glauben, Rafael?" fragte die Gräfin.

„Freilich, es ist in der That so," meinte der General. „Kein Engländer legt sich Abends zu Bett, ohne eine Tollheit begangen zu haben."

„Erzähle weiter, Rafael," bat die Markise, „denn ich sehe schon, daß der Tollkühne an sich wird erfahren haben, wie man Gott nicht ungestraft versucht."

„Also, mein Erin," fuhr Rafael fort, „ließ wie die Arche Noah das Wasser über sich ergießen, als ein Blitzstrahl den Baum traf, unter welchem er sich niedergelassen hatte."

Da riefen alle: „Nicht doch, nicht doch, das ist eine Fabel! Das ist echt rafaelisch!"

„So wahr ich hier vor Ihnen stehe, es ist nicht erlogen," rief Rafael heftig; „hundert Personen, die bei dem Vorfall zugegen waren, können Ihnen, wenn Sie sich darnach erkundigen, dasselbe berichten. Ich betheure Ihnen, daß eine Akazie ganz und gar über meinen armen Erin stürzte. Glücklicherweise traf ihn der Stamm im Falle nicht, aber er blieb in den Aesten wie ein Vogel im Käfig gefangen. Vergeblich schrie er, vergeblich fluchte er nach der Weise seines Landes, vergeblich bot er Banknoten aus, um Hülfe zu erlangen. Er mußte fast das ganze Regenwetter hindurch in seinem grünen Gefängniß aushalten. Endlich hörte das Ungewitter auf

und es kamen wieder Leute auf der Straße zum Vorschein. Sie leisteten ihm Beistand, aber das machte sich nicht so leicht; man mußte Sägen und Aexte herbeiholen, um die stärksten Aeste zu beseitigen. Sowie die Mauern seines Gefängnisses sanken, kam nach und nach die traurige Gestalt des Sohnes von Irland hervor. Alle seine wasserdichten Kleidungsstücke hatten Fiasco gemacht. Seine Arme, seine Haare, die Krämpen seines Hutes, senkrecht und steif hing Alles zur Erde nieder. Er sah aus wie ein mit allen Segeln behängtes Schiff bei vollkommener Windstille. Sie können sich denken, was unser an sich so munteres und spottsüchtiges Volk von Sevilla für Witze und Späße über das arme Erin machte. Nicht blos dem Schrecken und dem Platzregen war der gute Mann ausgesetzt gewesen, sondern er mußte auch ein homerisches Gelächter erdulden, von dem er in seiner Heimath nie eine Idee bekommen hatte. Zu meiner Schande muß ich eingestehn, daß ich es nicht über mich vermochte, wieder mit ihm zusammenzutreffen, sondern mich aus dem Staube machte."

„Und hatte der Vorfall weiter keine Folgen?" fragte die Markise; „kam er nicht dadurch zur Besinnung?"

„Nein, er äußerte weder auf seinen Körper noch auf seinen Geist einen Einfluß. Die Engländer haben wie die Katzen sieben Leben. Nur seinen Glauben an die Wasserdichtheit hat er verloren. Allein dies war noch

nicht das tragischste Abenteuer meines Helden. Ihn hatte nach Spanien eine besondere Vorliebe für Räuber hingezogen. Beraubt zu werden, das war der Zweck seiner Reise, darauf war er wie besessen. Zehntausend Säcke Kartoffeln hätte er darum gegeben, wenn er José Maria in seiner andalusischen Tracht und mit den Knöpfen von vierfachen Dublonen in der Nähe hätte sehen können. Absichtlich trug er einen Dolch mit goldenem Griff und ein Paar Pistolen von Manton für ihn bei sich."

„Um unsere Feinde zu bewaffnen!" rief der General. „Das kitzelte ihn. Es ist doch Einer wie der Andere!"

„Er wollte nach Madrid reisen," fuhr Rafael fort. „Da er nun in Erfahrung brachte, daß die Diligence den schlechten Geschmack hatte, Bedeckung mitzunehmen, so beschloß er, den gewöhnlichen Postkarren zu benutzen. Alle meine Vorstellungen, um ihn davon abzubringen, waren vergeblich. Er reiste wirklich ab und jenseits Cordoba wurde sein heißester Wunsch erfüllt. Er traf auf Räuber; allein sie gehörten nicht zu der anständigen Sorte; es waren nicht fashionable Räuber wie José Maria, der wie Gold strahlte, wenn er auf seinem feurigen Fuchs dahergeritten kam. Nichtsdestoweniger waren es jedoch gemeine Räuber zu Fuß. Sie wissen, was das Wort „gemein" in England für eine Bedeutung hat. Ein Pestkranker, ein Aussätziger jagen einem Engländer kein solches Entsetzen ein, wie alles das, was

gemein ist. Gemein! bei diesem Wort bedeckt sich England mit seinem dichtesten Nebel, die Dandy's verfallen in den schwärzesten Spleen, die Lady's füllen sich mit blauen Teufeln*), die Misses bekommen Uebelkeiten und die Putzmacherinnen Nervenzufälle. Daher darf es nicht Wunder nehmen, daß Erin sich entwürdigt fühlte, als er sich von gemeinen Räubern ausplündern lassen sollte. Er wehrte sich daher wie ein Löwe. Er vertheidigte jedoch nicht seinen eigentlichen Schatz, denn den hatte er mir bis zu seiner Rückkehr anvertraut. Unter den zu diesem Schatz gehörigen Gegenständen waren für ihn von höchstem Werth: ein Weidenzweig vom Grabe Napoleon's, ein Atlasschuh einer Tänzerin, so groß wie eine welsche Nuß, und eine Sammlung von Karikaturen auf seinen Oheim, den Lord W . . ."

„Das ist nach dem Leben geschildert!" sagte der General.

„Aber ich plaudre hier in einem fort," meinte Rafael. „Lebe wohl, Cousine! Ich gehe und ich bleibe."

„Wie? Du gehst und läßt den armen Erin in den Händen der Räuber? Erst mußt Du deine Erzählung vollenden!" sagte die Gräfin.

„Ich stehe zu Befehl und berichte mit zwei Worten,

*) To have the blue devils bezeichnet bei den Engländern übel gelaunt sein.

daß die Räuber voller Wuth ihn auf das Schmählichste mißhandelten und ihn, den Besinnungslosen, an einen Baum banden. Hier fand ihn eine arme, alte Frau, die ihn mit nach ihrer Hütte nahm und während der Krankheit, die er seinem Abenteuer verdankte, ihm mütterliche Pflege angedeihen ließ. Einige Zeit erhielt ich gar keine Nachricht von ihm. Das gemeine Sprüchwort sagt: Die Hoffnung ist grün und ein Esel hat sie gefressen; ich glaubte demgemäß, daß meinem grünen Erin dasselbe widerfahren wäre; da erhielt ich einen Brief, in welchem er mir sein Abenteuer berichtete. Er beauftragte mich, der Frau, die ihn gerettet und gepflegt hatte, ohne im Geringsten zu wissen, wer er wäre, da sein Anzug, als er aufgefunden wurde, lediglich in dem bestand, in welchem ihn seine Mutter geboren hatte, zehntausend Realen auszuzahlen. Diese Belohnung war, wie Sie sehen, anständig; denn wir müssen gerecht sein: Niemand kann es leugnen, daß die Engländer edelmüthig sind. Aber hier kommt Polo mit einer Elegie in den Augen. Der Fürst erwartet mich. Ich eile von dannen, obgleich ich sehr müde bin."

Als er fort war, sagte die Marquise:

„Rafael macht einen ordentlich matt; er scheint aus lauter Eidechsschweifen zusammengesetzt zu sein. Er bewegt sich und gestikulirt so sehr hin und her, er schwatzt unaufhörlich und so rasch, daß ich, wenn er noch mitten

in der Rede ist, nicht mehr weiß, um was es sich handelt."

„Du verlierst wenig dabei," sagte der General.

„Ich könnte Rafael gut sein," setzte die Gräfin hinzu, „da er mich so hübsch unterhält; allein er verlangt, man soll ihm ob seines hohen Werthes gut sein."

„Hier hast Du, liebe Gracia, die Reise des Dumas nach dem südlichen Frankreich," sagte Eloisa, welche inzwischen eingetreten war und die Gräfin umarmt hatte.

Die Gräfin nahm die Bücher in Empfang. — Polo und Eloisa verhandelten über den Schriftsteller. Wir verschonen unsere Leser damit und sie werden es uns Dank wissen.

„Armer Dumas!" sagte die Gräfin zum Obersten.

„Arm?" rief der Oberst; „Sie nennen den arm, der so reich ist, der von Allen gefeiert und mit Beifall überschüttet wird? Oder wäre er es, weil er manchmal getadelt wird?"

„Weil er getadelt wird?" erwiederte die Gräfin; „gewiß nicht. Manchmal nehme auch ich mir die Freiheit, es zu thun. Wer immer in die Oeffentlichkeit tritt, muß es sich gefallen lassen. Ich nenne ihn nicht arm, weil ich ihn tadeln höre, sondern um des Lobes willen, das man ihm zuweilen spendet."

„Weshalb, Gräfin? das Lob ist stets schmeichelhaft."

„Ich kann mich nicht gut anders als durch ein Gleich-

niß erklären," sagte die Gräfin, „denn ich bin nicht so beredt wie Eloisa. Vor einiger Zeit besuchte uns eine unserer Verwandten aus Jerez, eine sehr fromme Frau, deren Gatte ein großer Kunstfreund ist. Vor allen Dingen wollte ich ihnen unsere herrliche Kathedrale zeigen. Auf dem Wege nach derselben schloß sich uns ein anderer Herr aus Jerez an, ohne daß wir ihn wieder los werden konnten. Er war ein gewöhnlicher Mensch, besaß jedoch ein bedeutendes Vermögen. Wie wir in den Bau ohne Gleichen eintraten, neigte meine Cousine das Haupt, durcheilte das Schiff und kniete in Thränen gebadet vor dem Hochaltar nieder. Ihr Gatte blieb wie in Verzückung stehen, ohne einen Schritt vorwärts thun zu können. Der reiche Herr aber rief aus: Ein hübsches Besitzthum! Was würde es für ein hübsches Waarenmagazin abgeben! — Haben Sie mich nun verstanden?"

„Ohne Zweifel," versetzte lachend der Oberst: „ein albernes Lob ist schlimmer als ein Tadel. Schon die Fabel von Iriarte sagt:

Wenn der Weise es nicht billigt, schlimm ist's!
Wenn der Thor es hoch belobet, . . schlimmer!

Aber die kleine Geschichte hat ihre gehörige Dosis Pfeffer und Salz."

„Das würde mir sehr leid thun," sagte die Gräfin. „Ich erinnerte mich derselben, als ich die Werke des

Dumas loben hörte. Was für nichtssagende Ausrufungen und nicht einmal ein einziges Wort des Lobes in Betreff jener Geschichte von der Magdalena und Lazarus. Ich kann nicht eine Zeile in derselben lesen, ohne in Thränen zu zerfließen."

„Gräfin," sagte der Oberst, „wenn Dumas einmal nach Spanien kommt, so will ich ihn vor Ihre Füße sich niederwerfen lassen, zum Dank für die Art und Weise, wie Sie seine Werke beurtheilen. Haben Sie nicht Lust, ihn kennen zu lernen?"

„In der Regel hat es sein Mißliches, verdienstvolle Schriftsteller kennen zu lernen."

„Und weshalb, Gräfin?"

„Weil das Gewöhnliche dem Autor seinen Zauber raubt. Einer meiner Freunde, ein sehr talentvoller Herr, behauptete, daß die großen Männer den Gegensatz zu den Statuen bilden; diese werden größer, jene kleiner, sowie man sich ihnen nähert."

„Was mich anbelangt, wenn ich einmal schriftstellern sollte — und das wäre wohl möglich, denn zu Dichtern und zu Thoren sind wir insgesammt geboren — so habe ich wenigstens den Vortheil, daß man, Dank meiner kleinen Figur, dem kärglichen Glanz meiner Feder, und Dank der Entfernung, mich hören wird, ohne mich zu sehen."

„Glauben Sie denn, daß der Autor sich zum Helden seiner Dichtungen machen darf?"

„Nein, allein ich fürchte, daß er die Gedanken und die Gefühle, welche er ausdrückt, verleugnen und alsdann der Zauber schwinden könnte. Wenn ich nämlich etwas lese, was mich entzückt, so kann ich mir nicht denken, daß es nur mit dem Kopf und nicht mit dem Herzen geschrieben wurde."

„Wie schreiben diese Franzosen!" sagte inzwischen Eloisa, um die literarische Unterhaltung, deren wir bereits gedachten, wieder anzuknüpfen.

„Was machten diese Söhne der Freiheit nicht vortrefflich!" entgegnete Polo.

„Aber, Fräulein," sagte der General, „weshalb lesen Sie denn nicht spanische Bücher?"

„Weil Alles, was spanisch ist, das Gepräge plumper Stupidität an sich trägt," antwortete Eloisa. „Wir sind in allen Dingen auf eine beklagenswerthe Weise zurück."

„Was soll denn ein gebildeter Schriftsteller in diesem abscheulichen Lande schreiben," fügte Polo gereizt hinzu, „da wir uns in nichts auf der Höhe der Zeit befinden und nur nachahmen können? Wie vermöchten wir unser Vaterland und unsere Sitten zu schildern, da sie uns nichts Elegantes, nichts Charakteristisches, nichts Gutes darbieten?"

„Es wäre denn," meinte Eloisa mit geziertem Lächeln, „daß Sie mit den Deutschen die Citronenblüthen und die Orangen, mit den Franzosen den Bolero und mit den Engländern den Jerezwein feiern wollten."

„Ach, Eloischen," rief Polo begeistert aus, „dieser Scherz ist so geistreich, daß, wenn er nicht französisch ist, er es doch zu sein verdient."

Polo hatte, wie gewöhnlich, so auch hier wieder ein Plagiat an einer bekannten französischen Redeweise begangen.

Der General ward soeben kodille geworden, weshalb er diese kostbare Unterhaltung nicht beachtete.

Jetzt erschien Rafael mit dem Fürsten; er stellte ihn der Gräfin vor, die ihn mit ihrer gewöhnlichen Liebenswürdigkeit, aber nach spanischer Sitte, ohne sich zu erheben, begrüßte. Der Fürst war von hoher, schlanker Gestalt, mochte fünfundvierzig Jahre alt sein und zeigte, trotz seines Ranges, weder in seinem Aeußeren noch in seinem Benehmen etwas Ausgezeichnetes. Nun war die ganze Abendgesellschaft versammelt und Alle erwarteten mit Ungeduld die ihnen angemeldete Sängerin, nicht ohne große Zweifel in Betreff ihrer Bedeutung zu hegen.

Der Major Fly wiegte sich auf seinem Stuhl in der Nähe der Mädchen, denen er mörderische Blicke zuwarf, die den Stößen seines Degens glichen. Sir

John hielt seine Lorgnette auf Rita gerichtet, die es nicht bemerkte. Der Baron saß neben einem alten Obergerichtsrath und fragte denselben, ob die Mauren ihre Häuser mit Kalk geweißt hätten.

„Es fehlt an Nachrichten, um Ihnen hierüber Auskunft ertheilen zu können," versetzte der Beamte. „Auf diesen Punkt haben Zunniga, Ponz, Don Antonio Morales und Rodrigo Caro nicht Rücksicht genommen."

„Was für ein unwissender Mensch!" dachte der Baron.

„Was für eine alberne Frage!" dachte der Obergerichtsrath.

„Sie haben eine reizende Cousine," sagte der Fürst zu Rafael.

„Ja," antwortete dieser, „es ist eine Undine des Rosenwassers; giebt ihr die Liebe keine Seele, so tauscht ein Engel die seinige mit ihr."

„Und der General, der dort spielt und so vornehm aussieht?"

„Ist Nestor, der seinen Abschied von der Armee genommen hat. Sie haben selbst in Pompeji keine besser erhaltene Antiquität."

„Und die Sennora, mit der er spielt?"

„Ist seine Schwester, die Markise von Guadalcanal, eine Art von Escorial: eine solide Zusammensetzung von

monarchischen und mönchischen Ansichten, ihr Herz aber ist ein Pantheon für Könige ohne Thron!"

Mit einem Male hörte man ein großes Geräusch. Der Major hatte Rafael entgegengehen wollen und bei dieser Gelegenheit einen Blumentopf umgeworfen.

„Der Major," sagte Rafael, „verkündet seine Ankunft. Ohne Zweifel wird er wie eine Orgel seufzen, weil sich die Damen so wenig um ihn kümmern."

„Dieselben müssen einen sehr ausgewählten Geschmack haben," versetzte der Fürst, „denn der Major hat eine schöne Figur."

„Das bestreite ich nicht," meinte Rafael, „er ist der schönste Simson von der Welt; allein erstens hat er seine Delila, die ihm binnen Kurzem angetraut werden wird, Dank den Millionen, die ihr Vater mit Thee und Opium verdient hat. Sie erwartet ihn inmitten der Nebel ihrer Insel, während er sich unter dem schönen andalusischen Himmel stärkt. Außerdem, mein Fürst, glauben die Fremden, welche nach Spanien kommen, daß sie sich nicht bloß des vortrefflichen Klima's erfreuen und das Vergnügen haben werden, den Stiergefechten beizuwohnen, Orangen zu genießen und den Bolero zu sehen, sondern sie rechnen auch darauf, bei den Damen Eroberungen zu machen. Hierin täuschen sie sich nur zu oft. Wie viele Klagen habe ich nicht von solchen hören

müssen, die wie Cäsar ihren Einzug hielten und wie Darius sich forttrollten.“

Der Baron hatte sich indeß den Tischen genähert und sah dem Spiel zu.

„Die Sennora,“ also redete er die Markise an, „ist die Mutter ....“

„Meiner Tochter, ja, Sennor,“ erwiederte die Markise.

Rita lachte laut auf.

„Baron,“ sagte die Gräfin, deren Sopha bei einem der Spieltische stand, „lieben Sie die Musik?“

„Ja, Sennora,“ lautete die Antwort. „Ich bewundere, ich verehre sie, d. h. die tiefe, gelehrte, ernste, die philosophische Musik, wie sie Haydn, Mozart und Beethoven aufgefaßt haben.“

„Was will er damit sagen?“ fragte der General Rafael, der herantrat, um Rita zu begrüßen. „Ernste, gelehrte Musik! Die Philosophie vom Trallera! Wie kann man solchen Unsinn in Gegenwart verständiger Leute aussprechen! Ich dächte, die Franzosen hätten nichts als Romanzen und Contretänze im Kopf.“

„Was wollen Sie, Oheim?“ versetzte Arias. „Die Sylphiden aus den Gärten der Lutetia haben sich in teutonische Gnomen des Schwarzwaldes umgewandelt.“

„Deshalb sind sie nicht liebenswürdiger geworden,“ fügte die Markise hinzu.

Rafael ging dem Major aus dem Wege und mischte sich unter die von den Gästen gebildeten Gruppen. So kam er zu den Mädchen, von denen einige mit ihm verwandt waren. Er war bei ihnen gar gern gesehen; da sie jedoch bemerkten, daß er sie unbeachtet ließ, um den durch ihn vorgestellten Herren zur Seite zu bleiben, so hatten sie sich gegen ihn verschworen und wollten Rache an ihm nehmen. Kaum trat er also näher, so nahmen alle eine ernste Miene an und sprachen kein Wort.

„Habe ich mich, ohne es zu wissen, in das Haupt der Medusa umgewandelt?" fragte Arias.

„Ach, bist Du da?" sprach eine der Verschworenen.

„Ich glaube ja, Klärchen," versetzte Rafael.

„Ich habe Dich so lange nicht gesehen, daß ich Dich verkannte. Du bist, wie mir scheint, gealtert. Wie hast Du dich von Deinen Fremden trennen können?"

„Von meinen Fremden?" erwiederte Arias; „ich verzichte auf dies Eigenthum. Was mein Altwerden anbelangt, Klärchen, so war, als ich geboren wurde, das Jahrhundert bereits majorenn, überlegen Sie sich das."

„Die an Dich Empfohlenen machen Dir so viel zu schaffen, deshalb bist Du gealtert."

„Man erzählt," fügte ein anderes Mädchen hinzu, „daß die Fremden eine Subskription eröffnet haben, um Dir eine Statue zu errichten."

„Und daß die Königin Dich zum Markis von Italica*) ernennen will,“ sagte eine Dritte.

„Und daß Deine Stiefeln die Platten des Alcazar entzweigetreten haben.“

„Und daß der heil. Felix von Murillo Dich bereits vom Sehen kennt und Dir den Segen giebt, wenn er Dich mit einem neuen Bewunderer eintreten sieht.“

„Fräuleins,“ rief Rafael, „ist das eine Kriegserklärung, eine Verschwörung? wo befinden wir uns?“

Nun redeten ihn Alle an, daß es wie ein Pelotonfeuer ertönte: „Herr Jesus, Arias, Du riechst nach Steinkohlen! — Rafael, bedenke, wenn Du sprichst, daß Du zu Ende kommst. — Arias, Du wirst ganz blond. — Rafael, singe dem Baron:

Wenn von Frankreich der Monarche
Spielt die Violine,
Sagen die Franzosen
Oui, oui, oui, oui.

„Arias,“ sagte Polo, „Du gleichst einem Bären inmitten eines Bienenschwarmes.“

„Dieser Vergleich,“ entgegnete Arias, „ist nicht sehr poetisch, obgleich er von einem Schüler der neun Jungfern herrührt. Apollo wird sich in Acht nehmen, Euer

---

*) Santi-Ponce, das Italica der Römer, von Fremden wegen seiner Alterthümer besucht.

Namensvetter zu heißen. Aber bleibt hier wie die Rose unter den Bienen und spendet die Fluthen Eures duftenden Honigs, während ich mich nach einem Schirm umsehe, der mich gegen den Platzregen zu schützen vermag."

Die Gäste, die sich an der nach dem Hofe führenden Pforte befanden, bildeten jetzt eine Gasse, durch welche Maria an der Hand des Herzogs eintrat. Stein folgte beiden.

Sechstes Kapitel.

Maria, die bei ihrer Toilette bloß ihre Hauswirthin zu Rathe gezogen hatte, erschien sehr unvortheilhaft geputzt. Ein überaus kurzes seidenes Kleid von den schreiendsten Farben, eine ungraziöse Frisur mit rothen steifen Bändern, eine weiß und blaue Mantille mit katalonischen Spitzen besetzt, die sie noch dunkler erscheinen ließ, als sie es in der That war, darin bestand ihr Putz und konnte derselbe natürlich keinen guten Eindruck machen.

Die Gräfin ging ihr einige Schritte entgegen. Wie sie bei Rafael vorüberkam, flüsterte sie ihm unter Anspielung auf die Fabel La Fontaine's vom Raben zu:

„Ist die Kehle wie das Gefieder, so ist sie der Phönix jener Wälder."

„Wie sehr sind wir Ihnen zu Dank verpflichtet,"

sagte die Gräfin zu Maria, „da Sie so gütig sind und unserm sehnsüchtigen Verlangen, Sie singen zu hören, entsprechen. Der Herzog hat Sie so sehr gepriesen."

Maria erwiederte kein Wort und ließ sich von der Gräfin nach einem Stuhl führen, der zwischen dem Flügel und dem Sopha stand.

Rita hatte, um ihr näher zu kommen, ihren gewöhnlichen Platz verlassen und sich neben Eloisa gesetzt.

„Herr Jesus!" sagte sie, als sie Maria erblickte, „die sieht ja schwärzer aus wie eine Blutwurst von Estremadura!"

„Man muß glauben," fügte Eloisa hinzu, „daß ihr ärgster Feind sie angekleidet hat. Sieht sie doch aus, wie ein Judas am Ostersonnabend. Was meinen Sie, Rafael?"

„Die Runzel, die sie zwischen den Augenbrauen hat," versetzte Arias, „giebt ihr das Aussehen eines Einhorns."

Inzwischen zeigte Maria keine Spur von Höflichkeit und Demuth vor einer so zahlreichen und glänzenden Versammlung; ihre unerschütterliche Ruhe verließ sie nicht einen Augenblick. Mit ihrem forschenden und durchdringenden Blick, mit ihrer raschen Auffassungsgabe hatte sie innerhalb zehn Minuten Alles betrachtet und sich über Alles ein Urtheil gebildet.

„Hier bin ich!" sagte sie zu sich selbst, indem sie sich

Rechenschaft über ihre Beobachtungen gab. „Die Gräfin ist gut und wünscht, daß ich glänze. Die eleganten Mädchen spotten über mich und über meinen Anzug, der schauderhaft sein muß. Den Fremden, die mich verächtlich mit ihrer Lorgnette betrachten, gelte ich als eine Einfalt vom Lande; den alten Herren bin ich eine Null. Die übrigen bleiben neutral, theils aus Rücksicht auf den Herzog, der mein Beschützer ist und wohl aufmerkt, theils um Lob oder Tadel zu spenden, je nachdem sich die Mehrheit der Stimmen für das Eine oder das Andere erklären wird."

Während dieser Zeit gab sich die gute, liebenswürdige Gräfin alle erdenkliche Mühe, mit Maria eine Unterhaltung anzuknüpfen; allein diese gute Absicht wurde durch deren lakonische Antworten vereitelt.

„Gefällt Ihnen Sevilla?" fragte die Gräfin.

„Ziemlich," antwortete Maria.

„Und was meinen Sie zu der Kathedrale?"

„Sie ist überaus groß."

„Und unsere schönen Spaziergänge?"

„Sind überaus klein."

„Nun, was hat Ihnen am allermeisten gefallen?"

„Das Stiergefecht:"

Hiermit war die Unterhaltung abgebrochen.

Nachdem sie zehn Minute geschwiegen, sagte die Gräfin:

„Erlauben Sie, daß ich Ihren Gatten bitten darf, sich an den Flügel zu setzen?"

„Wenn es Ihnen beliebt," antwortete Maria.

Stein setzte sich an den Flügel, Maria stellte sich ihm, von dem Herzog geleitet, zur Seite.

„Zitterst Du, Maria?" fragte sie Stein.

„Weshalb sollte ich zittern?" versetzte Maria.

Alle schwiegen.

Man erblickte bei den Umstehenden die verschiedenartigsten Physiognomien. Bei den Meisten nahm man Erstaunen und Neugier wahr, bei der Gräfin wohlwollende Theilnahme, bei den Spieltischen, oder wie Rafael zu sagen pflegte, im Herrenhause, die vollständigste Gleichgültigkeit.

Der Fürst lächelte verächtlich.

Der Major riß die Augen weit auf, als könnte er mit denselben hören.

Der Baron verschloß die seinigen.

Der Oberst gähnte.

Sir John benutzte diese Pause, um seine Lorgnette mit dem Taschentuch zu reinigen.

Rafael schlich in den Garten, um eine Cigarre zu rauchen.

Stein begann ohne Vorspiel und ohne Affektation das Ritornel der Casta Diva. Aber kaum erscholl die reine, ruhige, sanfte und gewaltige Stimme Maria's,

da schien es, als wenn der Stab eines Zauberers alle Anwesenden berührt hätte. Auf allen Gesichtern bemerkte man nun staunende Bewunderung.

Der Fürst wurde unwillkürlich zu einem Ausruf hingerissen.

Wie sie aufhörte zu singen, brach die ganze Gesellschaft in einen Beifallssturm aus. Die Gräfin gab das Beispiel, indem sie mit ihren zarten Hände klatschte.

„Gott schütze mich!" rief der General und hielt sich die Ohren zu. „Man glaubt wirklich, man wäre hier bei einem Stiergefecht."

„Lasse sie, Leon," sagte die Markise, „lasse sie sich ergötzen. Es wäre viel schlimmer, wenn sie ihren Nächsten verleumdeten."

Stein verbeugte sich nach allen Seiten. Maria kehrte so kalt und so gleichgültig, wie sie aufgestanden war, nach ihrem Stuhl zurück.

Sie sang darauf wahrhaft diabolische Variationen, bei denen die Melodie sich unter Trillern und Koloraturen aller Art barg. Mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit löste sie, ohne daß man irgend eine Anstrengung wahrnahm, diese schwierige Aufgabe zu Aller Erstaunen.

„Gräfin," sagte der Herzog, „der Fürst wünscht einige spanische Lieder zu hören, von denen man ihm viel hergemacht hat. Maria ist in diesem Genre unüber-

trefflich. Könnten Sie nicht eine Guitarre herbeischaffen lassen?"

„Mit dem größten Vergnügen!" erwiederte die Gräfin.

Ihrem Verlangen wurde sofort genügt.

Rafael hatte sich neben Rita gesetzt und den Major an der Seite Eloisens Platz nehmen lassen. Diese suchte den Engländer zu überzeugen, daß die Spanierinnen in Bezug auf steife Affektation und erkünsteltes Benehmen es bald den Ausländerinnen gleich thun würden; denn man weiß ja, daß diejenigen, welche sich bestreben, sklavisch nachzuahmen, stets am besten die Gebrechen zu kopiren pflegen.

„Was hat sie für Augen!" sagte Rafael zu seiner Cousine. „Wie herrlich sind sie mit den großen schwarzen Wimpern eingefaßt! Sie haben die Farbe und die Anziehungskraft des Magnets."

„Du bist selbst ein Magnet für die Fremden," versetzte Rita. „Weshalb hast Du den Major neben Eloisa gesetzt? Höre nur die einfältigen Dinge, die sie ihm vorschwatzt. Ich mache Dich darauf aufmerksam, Cousin, daß Du bald wie ein Wörterbuch aussehen und eben so gefällig sein wirst."

„Wie eigensinnig Du bist!" rief Rafael und schlug mit der geballten Faust auf den Arm des Sessels. „Es handelt sich ja nicht darum, Rita, sondern es handelt

sich um meine Liebe, welche ewig dauern wird. Kein Mann liebt in seinem Leben mehr als ein weibliches Wesen effektiv. Die übrigen liebt man nach der Rubrik, die im Courszettel Brief heißt."

„Ich weiß es," sagte Rita, „Luis hat es mir oftmals wiederholt. — Aber weißt Du, was ich meine? Du wirst eine der langweiligsten Repetiruhren werden."

„Was soll das heißen?" rief Eloisa, wie sie sah, daß eine Guitarre gebracht wurde.

„Wahrscheinlich sollen spanische Lieder gesungen werden," versetzte Rita, „und ich freue mich unendlich darauf. Wie vermögen sie zu begeistern und zu ergötzen!"

„Spanische Lieder!" rief Eloisa unwillig. „Welche Abscheulichkeit! Sie passen für's Volk, aber nicht für eine Gesellschaft von gutem Ton. Wo denkt denn Gracia hin? Da kann man sehen, daß die Fremden mit ihrer Behauptung recht haben, wir wären zurückgeblieben. Weshalb richten wir unsere Sitten und unsere Neigungen nicht nach den ihrigen? Weshalb bestehen wir darauf, um drei Uhr zu Mittag zu essen, und weshalb können wir uns nicht überzeugen, daß der Spanier ein geborener Tölpel ist?"

„Aber," sagte der Major in schlechtem Spanisch, „ich glaube, die Spanier thuen indeed recht daran, daß sie bleiben, was sie sind."

„Wenn das ein Kompliment sein soll," erwiederte Eloisa emphatisch, „so ist es so überschwenglich, daß es wie ein Spott aussieht."

„Jener italienische Herr," sagte Rita, „hat spanische Lieder gewünscht. Er ist ein Liebhaber und ein Kenner derselben und dies beweist, daß sie verdienen angehört zu werden."

„Eloisa," fügte Rafael hinzu, „die Barkarolen, die Tiroliennen, die Kuhreigen sind Volkslieder andrer Länder. Weshalb sollen unsere Boleros und die übrigen volksthümlichen Weisen nicht auch in der Gesellschaft anständiger Leute gesungen werden können?"

„Weil sie zu gemein sind," erwiederte Eloisa.

Rafael zuckte die Achseln, Rita lachte und der Major gähnte.

Eloisa stand auf, schützte Kopfschmerz vor und ging mit ihrer Mutter fort, zu der sie sagte:

„Man soll zum Mindesten merken, daß es in Spanien feine und zartfühlende Mädchen giebt, die solchen Possen nicht beiwohnen mögen."

„Wie unglücklich wird der Abelardo dieser Eloisa sein!" meinte Rafael, als er sie fortgehen sah.

Maria besaß außer ihrer köstlichen Stimme und außer ihrer vortrefflichen Methode, als eine Tochter des Volks, diejenige Kenntniß, welche ihr die andalusischen Lieder unmittelbar beigebracht hatten, und die Anmuth,

die man nicht begreift und deren sich der Fremde nicht erfreuen kann, wenn er nicht lange Zeit in Spanien gelebt und den Nationalgeist, so zu sagen, in sich aufgenommen hat. In dieser Musik ebenso wie in den Tänzen giebt es eine Fülle von augenblicklichen Eingebungen, etwas was mächtig anzieht, eine Reihe von Ueberraschungen, Klagen, Ausbrüchen der Freude, und dann wieder von Abmattungen, von Zeichen des Abscheus und der Anziehung, ein gewisses Etwas, was sich weder verstehen noch erklären läßt, und dies Alles folgt in einer so entschiedenen Ordnung aufeinander, Alles ist für die Stimme beim Gesange, wie für die Bewegungen beim Tanz so einschmeichelnd, wenn man sich dieses Ausdrucks bedienen darf, die Aufregung und das Erschlaffen folgen so rasch, daß Zuhörer wie Zuschauer erstaunen, in Entzücken gerathen und gefesselt werden.

Wie daher Maria die Guitarre ergriff und sang:

> Wenn ich fort bin, mögt mich suchen
> Fern im Süden nur geschwind,
> Dort bei den schwarzbraunen Mägdlein
> Und wo man das Salz gewinnt,

wandelte sich die Bewunderung in Begeisterung um. Das junge Volk führte den Reigen mit Händeklatschen und rief unaufhörlich: gut, gut! als wollte es die Sängerin anfeuern. Die Karten entfielen den Händen der ernsthaften Spieler; der Major folgte dem allgemeinen

Beispiel und klatschte ohne Ton und ohne Klang. Sir John erklärte, daß es besser wäre als das God save the queen. Aber den größten Triumph feierte die Nationalmusik dadurch, daß sie die Runzeln auf der Stirn des Generals glättete.

„Erinnerst Du dich, Bruder," fragte die Markise lächelnd, „wie wir das Zigeunerlied und den Tripili sangen?"

„Was sind das für Dinge?" fragte der Baron Rafael.

Dieser antwortete: „Es sind die Vorfahren des Sereni, der Cachucha und die Großeltern der „Sammtjacke," des Vito und anderer Lieder, die heut zu Tage gesungen werden."

Die Eigenthümlichkeiten des Volksliedes und des Volkstanzes, von denen wir gesprochen haben, können besonders in andern Ländern als abgeschmackt erscheinen. Wer sich ungezwungen den Eindrücken unsrer Lieder und Tänze hingeben will, der muß unsern Charakter besitzen; außerdem wirken sie deshalb so eigenthümlich, weil plumpes und gemeines Wesen bei uns unbekannt und nirgend vorhanden sind. Ein Spanier kann unverschämt sein, aber er wird nicht plump erscheinen, das ist wider seine Natur. Er lebt stets seines Gefallens, indem er seinem Belieben folgt, welches schicklich und fein zu sein pflegt. Das ist es, was den Spanier ausmacht, mag seine Er-

ziehung auch noch so verwahrlost sein, diese natürliche Feinheit, diese elegante Freimüthigkeit, wodurch der Verkehr mit ihm so angenehm wird.

Maria verließ das Haus der Gräfin so bleich und gleichgültig, wie sie es betreten hatte.

Als die Gräfin mit den Ihrigen allein war, sagte sie mit triumphirender Miene zu Rafael:

„Was meinst Du nun, mein lieber Cousin?"

„Ich meine, daß die Kehle besser wie das Gefieder ist."

„Welche Augen!" rief die Gräfin.

„Sie gleichen," sagte Rafael, „zwei dunkeln Brillanten in einem Futteral von Juchten."

„Sie ist ernst," meinte die Gräfin, „aber nicht hochfahrend."

„Und schüchtern," fuhr Rafael fort, „wie eine Manola von Avapies."

„Aber was für eine Stimme!" fügte die Gräfin hinzu; „was für eine göttliche Stimme!"

„Man muß," sagte Rafael, „dereinst auf ihr Grab die Inschrift setzen, welche die Portugiesen für ihren berühmten Sänger Madureira anfertigten:

Aqui yaz ó senhor de Madureira,
O melhor cantor do mundo:
Que morreu porque Deus quiseira,
Que si non quiseira naon morreira;

E por que lo necesitó nasua capella,
Dijole Deus: canta! Cantou cosa bella!
Dijo Deus a os anjos: id vos a pradeira,
Que melhor canta ó senhor de Madureira.*)“

„Rafael,“ sagte die Gräfin, „Du bist der ewige Spötter. Wer kann Deiner Scheere entgehn? Ich werde Dich als Spottvogel malen lassen, wie sich Paul de Kock als Hahn malen ließ.“

„Ich werde daraus,“ bemerkte Rafael beim Weggehn, „eine männliche Harpye machen; die hat den Vortheil, daß sie ihre Art fortpflanzen kann.“

Siebentes Kapitel.

Der Sommer war vorüber; es war September geworden. Noch blieben die Tage sommerlich warm, aber die Nächte waren lang und frisch. Bereits hatte es

---

*) Wörtlich übersetzt:

Hier liegt der Herr von Madureira,
Der beste Sänger der Welt:
Welcher starb, weil Gott es wollte,
Der, wenn es (dieser) nicht gewollt, nicht gestorben wäre;
Und weil er ihn brauchte in seiner Kapelle,
Sagte ihm Gott: singe! Er sang was Hübsches!
Sagte Gott zu den Engeln: geht zum Henker,
Denn besser singt der Herr von Madureira.

neun Uhr geschlagen und noch immer waren nur die bereits erwähnten vertrauteren Mitglieder der Abendgesellschaft bei der Gräfin versammelt, da erschien Eloisa.

„Setze Dich zu mir auf's Sopha," sagte die Herrin des Hauses.

„Ich danke Dir, Gracia; Eure Sophas hier zu Lande sind mit Werg oder mit Roßhaaren gestopft, sie sind daher so hart und so uncomfortabel wie nur irgend möglich."

„Sie sind aber auch um so frischer, mein Kind," sagte Rita, an deren Seite sich Eloisa so niedergelassen hatte, daß man auch hieraus entnehmen konnte, wie erkünstelt ihr ganzes Behaben war.

„Wissen Sie, was man sich erzählt?" sagte Polo zur letztern und spielte dabei mit seinem gelben Handschuh, während er am ausgestreckten Fuß einen zierlichen lackirten Schuh zeigte. „Man erzählt, daß Arias Platzmajor werden wird; ich halte es jedoch für einen ungeheuren Puff."

„Das ist Stadt- und Pöbelgeschwätz," versetzte Eloisa geziert. „Rafael verdient etwas Besseres. Er ist ein sehr spiritueller Mensch, ein fashionabler junger Mann und ein braver Militär."

„Was sagten Sie da eben, Fräulein?" fragte der General, der erstaunt der Unterhaltung der beiden jungen Leute von gutem Ton zugehört hatte.

„Ich sage, Sennor, daß Ihr Neffe ein braver Offizier ist.“

„Und was wollen Sie damit sagen?“

„Sennor, das was seine Conduitenliste besagt, dem Alle, die ihn kennen, beistimmen: daß er sich im Kriege wie ein Ehrenmann ausgezeichnet hat.“

„Nun, wenn Sie das sagen wollten, weshalb sagten Sie es nicht? wie Don Juan Nicasio Gallego's berühmte Redeweise lautet. Dieser sowie der Herzog von Rivas, Quintana, Breton, Martinez de la Rosa, Hartzembusch und viele Andere haben den dummen Streich begangen, ausgezeichnete Männer und Dichter ersten Ranges zu werden, ohne dabei aufzuhören, nach Form und Wesen Spanier zu sein. Haben Sie vielleicht tapfer (valiente) sagen wollen?“

„Natürlich, General; habe ich es etwa nicht gesagt?“

„Nein, Fräulein,“ versetzte der General ungeduldig; „Sie sagten brav (bravo), ein Beiwort, welches ich nur auf unbändige Stiere und auf die wilden Indianer anwenden hörte, um ihre viehische Rohheit zu bezeichnen. Mir zu Liebe bedienen Sie sich dieses Wortes nicht; denn wenn Ihnen das Wort tapfer (valiente) nicht genügen sollte, so giebt es deren noch viele, die dasselbe besagen, z. B. kühn (bizarro), muthig (valeroso), unerschrocken (denodado).“

„Herr Jesus, Sennor, das sind veraltete Wörter, zugleich sehr gemein und sehr plump. Man muß solche gestatten, die die Eleganz und der gute Ton eingeführt hat, trotz des Wörterbuchs, trotz seiner altmodischen Compilatoren und trotz der Nachbeter derselben."

„Ich hätte Geduld dazu!" sagte der General und ergriff die Karten.

„Was hat denn unsern Oheim so sehr aufgebracht?" fragte der eben eingetretene Rafael seine Cousine Rita.

„Die Nachricht, welche im Umlauf ist."

„Und wie heißt sie?"

„Daß man Dich zum Platzmajor ernennt; das hat er für eine Ironie gehalten."

„Mit Recht; ich habe keinen Anspruch auf diese Stelle, ebensowenig wie auf die, der Kleinste am Platze zu sein. Aber ich bringe eine Nachricht, die mit Recht auf den höchsten Platz Anspruch machen kann."

„Eine Nachricht? eine solche gehört Allen an. Also rasch mitgetheilt."

„So mögen Sie denn wissen," sagte Rafael mit erhobener Stimme, „daß die Grisi von Villamar soweit gediehen ist, ihre Stimme auf den Brettern glänzen zu lassen."

„O, welch ein Glück!" rief Eloisa. „Endlich einmal ein Ereigniß in dem einförmigen Sevilla, ein Ereigniß, das von dem gewöhnlichen Pfade abweicht, auf welchem

sich die Stadt bewegt, seit sie von dem heil. Fernando gegründet wurde.“

„Erobert wurde,“ sagte ihr leise ihr gleichgestimmter Freund. Eloisa jedoch fuhr, ohne auf ihn zu hören, fort:

„In welcher Oper wird sie ihr Debut haben?“

„Wie? sie ist so weit gediehen, daß sie auf den Brettern als Bubu (de Bu, Wauwau) erscheinen kann?“ fragte die Markise.

„Ja, Tante,“ antwortete Rafael, „und Stein als Cancon, in einem eigends für Beide verfaßten Stück.“

„Was das für Dinge sind!“ rief die gute Sennora.

„Merkst Du denn nicht, daß Rafael nach seiner alten, löblichen Gewohnheit zu scherzen beliebt?“ sagte die Gräfin.

„Seit man „die Ziegenpfote“ aufgeführt hat, überrascht mich kein Titel eines Theaterstücks mehr,“ versetzte die Markise, „und seit man Lucrecia, Angela, Antony und Carlos den Behexten gegeben hat, ist mir nichts mehr unglaublich.“

„Da das Theater die Schule der Sitten ist,“ sagte der General ironisch, „so müssen sie die, welche man einführen will, dort auf's Tapet bringen.“

„Wie recht haben doch die Franzosen, wenn sie sagen, daß hinter den Pyrenäen Afrika beginnt!“ flüsterte Eloisa inzwischen Polo zu.

„Seit sie einen Theil der Küste in Besitz genommen

haben," entgegnete dieser, „sagen sie es nicht mehr; man würde uns daher jetzt viel zu günstig beurtheilen."

Eloisa hielt ihr kleines, mit Spitzen besetztes Taschentuch vor den Mund, um ihr Lachen zu dämpfen.

„Die Beiden dort haben eine Verschwörung im Werke," sagte Rita zu Rafael. „Polo hat eine Höllenmaschine zwischen seiner Brille und seinen Augen und Eloisa birgt in ihrem Tuch dort vor dem Munde einen parfümirten Auflauf gegen das erbärmliche, nicht fortgeschrittene Spanien."

„Ach was! Sie sind keine Verschwörer," entgegnete Rafael.

„Nun, was sind sie dann, Höllenmaschine des Widerspruchs?"

„Sie sind ... ich will es Dir sagen, damit Du sie in ihrer hohen Bedeutung zu beurtheilen vermagst."

„So sag'e es doch, langweiliger Mensch!"

„Sie sind," erklärte Rafael feierlich, „verkannte Regeneratoren."

Einige Abende nach dieser Unterhaltung waren die geräumigen Zimmer des Hauses der Gräfin leer. Man sah nur die Gestalten aus dem alten Testament, wie Arias die L'Hombrespieler zu nennen pflegte.

„Wie lange sie bleiben!" sagte die Marquise. „Es hat bereits halb zwölf geschlagen und sie sind noch immer nicht da."

„Den Verehrern der Musik wird die Zeit nicht lang," meinte ihr Bruder, „wenn sie sich in einer Oper so recht wie die Trinker benebeln lassen."

„Wer konnte es für möglich halten," fuhr die Marquise fort, „daß diese Frau durch Studium und durch ihren Muth dahin gelangen würde, so bald die Bühne zu betreten?"

„Nun, was die Studien anbelangt," sagte der General, „so sind dieselben für eine Person, die singen kann, nicht in dem Umfange erforderlich, wie Du es glaubst. Was aber den Muth anbetrifft, so bedarf sie nur ein Regiment Grenadiere von ihrer Sorte, um Numancia oder Zaragoza zu erstürmen."

Da sprach einer der Anwesenden: „Ich will Ihnen erzählen, wie das Alles so gekommen ist. Wie vor drei Monaten die italienische Schauspielergesellschaft hier anlangte, nahm die zukünftige Prima Donna für die ganze Saison eine Loge dicht neben der Bühne. Sie fehlte bei keiner einzigen Vorstellung und erhielt auch die Erlaubniß, den Proben beizuwohnen. Der Herzog bewog die erste Sängerin, ihr einige Lektionen zu geben, und den Direktor, daß er sie in seine Gesellschaft aufnahm. Natürlich verstand sich Letzterer nur dazu, ihr die zweite Stelle anzuweisen, denn er glaubte, daß sie auch für diese nichts taugen würde. Einer der Zufälle, wie sie die Verwegenen zu begünstigen pflegen, führte eine ge-

fährliche Krankheit der Prima Donna herbei und der Schützling des Herzogs erbot sich, ihre Stelle einzunehmen. Wir werden bald hören, welchen Erfolg sie gehabt hat."

Bei diesen Worten trat die Gräfin ein in aufgeregtester Stimmung und strahlend wie das Licht. Einige der Abendgäste folgten ihr.

„Mutter, was war das für ein Abend!" rief sie aus. „Welch ein Triumph! wie war es so schön, so prächtig!"

„Sage mir doch, Nichte, weshalb es so ungeheuer wichtig ist, daß eine dumme Gans, welche eine gute Kehle hat, auf der Bühne gut singt, und wie es kommt, daß Du dadurch in eine Aufregung, in eine Begeisterung geräthst, als wärest Du Zeugin einer Heldenthat, einer erhabenen Handlung gewesen?"

„Lieber Oheim, bedenken Sie doch," versetzte die Gräfin, „welch ein Triumph es für uns, welch ein Ruhm es für Sevilla sein muß, daß diese Stadt die Wiege einer Künstlerin ist, deren Ruhm die ganze Welt erfüllen wird."

„Etwa so wie der Ruhm des Markis von Romana?" entgegnete der General, „wie der Wellington's oder Napoleon's? Glaubst Du das wirklich, Nichte?"

„Aber, Sennor," erwiederte die Gräfin, „hat denn der Ruhm blos eine Kriegstrompete? Wie göttlich hat dieses unvergleichliche Weib gesungen! Welchen gebildeten

Geschmack hat sie auf der Bühne entfaltet! Sie ist ein Wunder. Begeisterung, Bewunderung waren sofort allgemein. Außerdem hat es mich hoch erfreut, als ich sah, wie der Herzog so glücklich, Stein so gerührt war."

„Der Herzog," bemerkte der General, „sollte sich mit dergleichen Angelegenheiten gar nicht befassen."

„General," sagte der, welcher vorher gesprochen hatte, „das sind menschliche Schwächen. Der Herzog ist jung . . ."

„Ach," rief die Gräfin, „es giebt nichts Schändlicheres als Verdacht hegen oder Jemanden ohne allen Grund verdächtigen. Unter dem Pesthauch der Welt muß Alles welken. Es ist Jedermann bekannt, daß der Herzog nicht blos die Künste selbst übt, sondern auch Künstler, Gelehrte, kurz Alles, was einen geistigen Fortschritt zu bewirken vermag, beschützt. Und ist sie nicht außerdem die Gattin eines Mannes, dem der Herzog so viel verdankt?"

„Nichte," versetzte der General, „das ist Alles recht hübsch und anerkennungswerth, es genügt jedoch nicht, den Anschein des Verdachts zu beseitigen. Es genügt in dieser Welt nicht, tadellos zu sein, sondern man muß auch so erscheinen. Da Du selbst jung und hübsch bist, so würdest Du wohl daran thun, Dich nicht zur Vertheidigerin gewisser Dinge aufzuwerfen."

„Ich bin nicht so anmaßend, mich für vollkommen

zu halten," sagte die Gräfin, „und deshalb in meinem Hause ein Gerichtstribunal zu errichten; ich wünsche nur, daß man mich für eine treue, zuverlässige Freundin hält, wenn ich mich bemühe, diejenigen, welche mir diesen Titel gewähren, zu vertheidigen und ihnen Achtung zu verschaffen."

Nun erschien Arias.

„Rafael," sagte die Gräfin, „was meinst Du jetzt? spottest Du nun noch über dieses bezaubernde Weib?"

„Cousine, um Dir gefällig zu sein, berste ich gleich dem Publikum vor lauter Enthusiasmus. Es geht uns wie dem Frosch, der sich aufblähte, um die Größe eines Stiers zu erreichen. Ich war so eben Zeuge der kaiserlichen Huldigung, die diesem achten Weltwunder zu Theil wurde."

„Erzähle uns!" rief die Gräfin, „erzähle!"

„Wie der Vorhang fiel, da ging ein Spektakel los, daß ich glaubte, eine zweite Auflage des Thurms zu Babel zu erleben. Zehnmal wurde die „Göttliche Donna" herausgerufen,. und es würde zwanzigmal geschehen sein, wenn die unverschämten Lampen nicht gewesen wären; die versagten aus Ermattung endlich den Dienst, begannen zu dampfen und erlöschten. Die Freunde des Herzogs bewogen ihn, sie mitzunehmen, damit sie der Heldin ihre Glückwünsche darbringen könnten. Alle war-

fen wir uns vor ihr nieder mit unserm Antlitz auf der Erde."

„Auch Du, Rafael?" sagte der General; „inmitten dieser kopflosen Menschen hielt ich Dich für vernünftiger."

„Wäre ich nicht mit den Andern gegangen, so könnte ich jetzt nicht berichten, wie uns die Königin der Molukken, die Kaiserin von Bmoll empfing. Alle ihre Antworten ergingen zuvörderst in einer Art von chromatischen Tonleiter, welche aus folgenden halben Tönen bestand: erst die Ruhe, man könnte es auch Gleichgültigkeit nennen, dann die Gelassenheit, darauf die eisige Kälte und zuletzt die Verachtung. Ich war der Erste, der ihr seine Huldigung darbrachte. Daher zeigte ich ihr meine Hände, die sich vom Klatschen in einem höchst desolaten Zustand befanden, und ich gab ihr die Versicherung, daß das Opfer meiner Haut nur ein schwacher Beweis meiner unendlichen Hochachtung vor ihrem übernatürlichen Talent wäre, ein Talent, welches man nur mit dem des Sennor von Madureira vergleichen könnte. Ihre Antwort bestand in einem majestätischen, einer Juno würdigen Neigen des Hauptes. Der Baron flehte sie bei allen Heiligen des Himmels an, nach Paris zu gehen; dort wäre das einzige und alleinige Theater, welches ihr würdigen Beifall zu spenden vermöchte, zumal da das, was die braven Franzosen sagten, wiederklänge in allen Ecken und Enden des Universums, soweit ihre

Trikolore wehte. Hierauf erwiederte sie mit der größten Gelassenheit: Sie sehen, daß ich um des Beifalls willen nicht nöthig habe, nach Paris zu gehen; und Beifall gegen Beifall gerechnet, mir gefällt der, den mir die Heimath spendet, besser als der der Franzosen."

„Das hat sie gesagt?" fragte der General; „wer hätte gedacht, daß dieses Weib etwas so Vernünftiges vorbringen würde."

„Der Major Brummer," fuhr Rafael fort, „sagte ihr mit seiner unerläßlichen Ungeschicklichkeit: er hätte viele Sängerinnen gehört, allein nur die Grisi machte es besser wie sie. Hierauf antwortete sie mit eisiger Kälte: Wenn die Grisi nun einmal besser singt wie ich, so thun Sie unrecht, wenn Sie mich statt jener anhören. Endlich kam Sir John, der aller Welt die Hand gab und Jedermann auf die Füße trat. Er sagte: ihre Stimme wäre ein wonder, und wenn sie zu kaufen wäre, würde er sofort fünfzigtausend Pfund dafür bezahlen. Sie entgegnete verächtlich: dieselbe wäre nicht zu verkaufen. Trotz alledem aber, Cousine, was sagst Du zu dem geheimnißvollen Treiben, mit dem die ganze Geschichte in's Werk gesetzt worden ist?"

„Was für ein Geheimniß liegt vor?" fragte der Baron, der inzwischen eingetreten war.

„Das glänzende Bühnenereigniß," erwiederte Arias, „welches, ohne daß wir es ahnten, wie eine Bombe plötz-

lich mitten unter uns fiel. Doch jetzt fällt mir wieder so Manches ein: die Zusammenkünfte des Herzogs mit dem Direktor, die Beharrlichkeit, mit welcher die erblühte Norma den Vorstellungen beiwohnte . . ., freilich, freilich, nun erwachen meine Quivives."

„Erwachen die Quivives?" fragte der Baron; „was ist das für ein wunderlicher Ausdruck?"

„Eine sehr gewöhnliche Metapher," versetzte Rafael.

„Ich verstehe sie nicht," fuhr der Baron fort; „sie ist mir auch noch nie vorgekommen. Wollen Sie nicht die Güte haben, Sennor Arias, mir dieselbe zu erklären?"

Rafael warf einen Seitenblick auf seine Cousine, erhob dann die Augen gen Himmel, als wenn er ein Opfer brächte, und sagte:

„Wenn ein Ereigniß eintritt, ohne daß wir es vorher bemerkten, ohne daß unsere Aufmerksamkeit ihm ein Qui vive zurief, also wenn wir weder das woher noch das wohin entdecken, und nun ein anderes Ereigniß, welches mit diesem im Zusammenhang steht, uns nöthigt, an ersteres zu denken, so sagt man, daß wir ein Qui vive erwecken, d. h. es erwacht die Aufmerksamkeit, die im ersten Falle ruhig schlummerte. Wir besitzen im Spanischen viele so bezeichnende Redensarten, welche einen langen Satz vertreten. Ein Wort genügt, um eine umfangreiche Bedeutung einzuschließen. Gewiß gehört dazu Erfindungs- und Auffassungsgabe. Bei den Landleuten

ist ein Ausdruck gang und gäbe, der dies deutlich beweist: sie bezeichnen einen verständigen, lebhaften Menschen durch: er gehört zu den „ist schon da“ (ya está acá). Dieser Ausdruck entstand auf folgende Weise: Wenn der Gutsverwalter auf dem Felde aus der Ferne einen Befehl ertheilen, einem der Arbeiter einen Auftrag geben will, so ruft er ihm zu, und dieser antwortet: ist schon da, zum Zeichen, daß er das Aufgegebene ausführen wird. Die Redensart, welche ihre Aufmerksamkeit erregt hat, hat, in Betracht dessen, daß nicht alle Leute zu denjenigen gehören, welche das Volk durch „ist schon da“ bezeichnet, folgende Herleitung erhalten. Ein Spanier ging an einem schönen Frühlingsmorgen mit einem seiner russischen Freunde durch die Straßen Petersburgs. Voller Erstaunen blieb er mit einem Mal stehen, denn er vernahm aus der Luft ziemlich wohlklingende Töne. Bald klangen sie nahe, bald fern, bald zur Rechten, bald zur Linken, und als er genauer hinhörte, wiederholten sie in verschiedenen Abstufungen das Wort Qui vive. Der Spanier dachte zunächst an Vögel, allein er sah sich rings um und erblickte keinen. War es ein Gesang? war es ein Echo? nein, denn es kam nicht aus einer bestimmten Richtung, sondern es war von allen Seiten zu vernehmen. Jetzt hielt er seinen Freund für einen Bauchredner und beobachtete ihn aufmerksam. Der Russe lachte und sagte: Ich sehe, daß Sie nicht wissen,

woher diese Stimmen kommen, die man alljährlich um diese Zeit vernimmt. Es sind die Qui vives, die die Soldaten unserer Garnison im Winter rufen. Bei der Kälte frieren diese Rufe ein, bei der ersten warmen Luft thauen sie wieder auf."

„Das ist keine schlechte Erklärung," sagte der Baron zerstreut.

„Sie sind allzugütig!" versetzte Rafael mit einer ironischen Verbeugung.

„Ah, da kommt Fräulein Ritchen," sagte der Baron. „Ich glaube die Ehre gehabt zu haben, Ihnen heut morgen auf der katalonischen Straße zu begegnen."

„Ich sah Sie nicht," entgegnete Rita.

„Das ist ein Unglück," sagte Rafael zu Rita, „was weder dem Major Brummer noch der Giralda begegnen wird, die er zur Oberstin im Leibgardenregiment ernennen will."

„Ich sah Sie," fuhr der Baron fort, „bei einem großen, an die Wand gemalten Kreuz. Ich fragte ..."

„Bereits trage ich's," sagte Rafael Arias leise.

„Und man berichtete mir, daß man es das Negerkreuz nenne. Können Sie mir sagen, Fräulein, weshalb es diesen seltsamen Namen erhalten hat?"

„Ich weiß es nicht," versetzte Rita. „Vielleicht hat man an demselben einst einen Neger gekreuzigt."

„Ohne Zweifel verhält es sich so," meinte der Ba-

ron; „es wird zur Zeit der Inquisition gewesen sein.“ Und bei sich selbst murmelte er: „Was für ein Land! was für eine Religion! — Aber können Sie mir sagen,“ fügte er mit jener unerträglichen Ironie hinzu, wie sie die Ungläubigen den Gläubigen gegenüber zu zeigen pflegen, „können Sie mir sagen, weshalb, wenn man rechts von der Giralda in die Kathedrale tritt, im Gange neben dem Orangenhofe am Gewölbe ein Krokodil aufgehängt ist? Ist die Kathedrale zugleich ein naturhistorisches Museum?“

„Die große Eidechse?“ sagte Rita; „die hängt dort, weil man sie auf dem Dachboden der Kirche gefangen hat.“

„Ah!“ rief der Baron und lachte; „Alles ist gigantisch in dieser Kathedrale, selbst die Eidechsen!“

Während Rita sich auf ihren gewöhnlichen Platz begab, ohne auf die Worte des Barons zu hören, sagte die Gräfin:

„So lautet die Fabel, wie sie beim Volk im Schwange ist. Dieses Krokodil erhielt König Don Alfonso der Weise von der berühmten Gesandtschaft zum Geschenk, welche der Sultan von Egypten an ihn abgehen ließ. An derselben Decke hängen auch noch ein Elephantenzahn, ein Zaum und eine Elle, und diese Gegenstände nebst dem Krokodil stellen die vier Kardinaltugenden dar. Das Krokodil ist das Symbol der Klug-

heit, die Elle das der Gerechtigkeit, der Elephantenzahn das der Standhaftigkeit, der Zügel das der Mäßigkeit. Es sind nun sechshundert Jahre her, daß sich diese Symbole am Eingang des großartigen, edlen Bauwerkes befinden, eine Inschrift, die das Volk versteht, ohne lesen zu können."

Der Baron bedauerte sehr, daß er nicht die von Rita ihm gegebene Erklärung beibehalten konnte. Die grausame Gräfin hatte ihn eines kostbaren satyrischen, kritischen, humoristischen, spöttischen Artikels beraubt. Wer weiß, ob nicht das Krokodil in der scherzhaften Erzählung des Franzosen, der den Vortheil mit seinen Landsleuten gemein hatte, von Geburt aus malitiös (satirisch?) zu sein, die Rolle eines neu erfundenen heiligen Geistes erhalten hätte.

Inzwischen sagte die Marquise zu Rita:

„Wie bist Du auf die Albernheit mit dem gekreuzigten Neger gekommen? Wäre es nicht besser gewesen, wenn Du ihm die Wahrheit erzählt hättest?"

„Aber, Tante," versetzte das Mädchen, „ich weiß ja nicht, weshalb es das Negerkreuz genannt wird, und außerdem langweilt es mich, so viel zu reden."

„Dann mußtest Du Deine Unwissenheit bekennen," fuhr die Marquise fort, „und ihm nicht eine so irrige Auskunft ertheilen. Ich bin fest überzeugt, daß er die-

sen Unsinn in seinem Reisewerk über Spanien vorbringen wird."

„Und was hat das auf sich?" fragte Rita.

„Das hat allerdings etwas auf sich," antwortete die Markise; „es gefällt mir nicht, wenn man von meinem Vaterlande schlecht spricht."

„Ja," sagte der General bitter, „versuche es nur, den Strom aufhalten zu wollen, sowie er seine Quelle verlassen hat! — Aber ist es denn ein Wunder, daß die Fremden schlecht von unserm Lande reden, wenn wir selbst zuerst Hand an's Werk legen, es anzuschwärzen? Wir vergessen das Sprüchwort: Verächtlich ist der, der sich selbst für verächtlich hält."

„Rita," fuhr die Markise fort, „in Zukunft gieb Du nicht Anlaß zu ähnlichen Irrthümern. Der Name des Kreuzes stammt von einem frommen, liebreichen Neger des siebenten Jahrhunderts. Als er nämlich bemerkte, wie man damals das Mysterium von der unbefleckten Empfängniß der heil. Jungfrau anfocht, da hat er sich selbst dort, wo sich das Kreuz befindet, verkauft, um mit dem Erlös ein feierliches Hochamt abhalten lassen zu können; auf diese Weise wollte er der Jungfrau für die Unbilden, die ihr angethan wurden, Genugthuung gewähren. Wie anders klingt doch diese liebreiche, inbrünstige Entsagung, als die Albernheit, die Du dem Baron vorgeredet hast."

„Ebenso kannst Du, Schwester," sagte der General, „den thörichten Rafael tadeln. Der Monsieur le Baron fragte ihn wegen des Räuberkreuzes neben der Karthause, und Rafael antwortete, es hieße so, weil die Räuber Gott vor demselben um Unterstützung bei ihren Unternehmungen bäten."

„Und der Baron hat es geglaubt?" fragte die Markise.

„So fest, wie ich glaube, daß er kein Baron ist," erwiederte der General.

„Das ist schlecht," fuhr die Markise erzürnt fort, „wenn wir selber den Glauben an solche Abgeschmacktheiten hervorrufen und verbreiten helfen."

„Das Kreuz wurde eines Wunders halber aufgestellt welches unser Heiland dort verrichtete; denn damals gab es noch Glauben und ebendeshalb auch noch Wunder. Einige Räuber waren in die Karthause gedrungen und hatten die Kirchenschätze geraubt. Von Furcht und Angst in die Flucht getrieben, liefen sie die ganze Nacht hindurch und am folgenden Morgen trafen sie wieder dicht beim Kloster zusammen. Da erkannten sie deutlich den Finger des Herrn und bekehrten sich. Zum Andenken an dies Wunder errichteten sie das Kreuz, welchem das Volk ihren Namen verliehen hat. Wohlan, ich werde mit dem Windbeutel ein paar vernünftige Worte reden. — Rafael, Rafael!"

Inzwischen sagte ihre Nichte Gracia, welche auf dem Sopha saß:

„Ich bin vor Freude außer mir. Welch' großes Vergnügen steht uns bevor."

„Es wird nicht lange währen, Gräfin," sagte der Oberst. „Man spricht bereits davon, daß der Herzog die neue Malibran nach Madrid übersiedeln will."

Die Gräfin erwiederte: „Dem sei, wie ihm wolle; was für einen Künstlernamen hat sie aber angenommen? Doch wohl nicht Marienreiz? Freilich klingt er recht hübsch und er hat etwas Einschmeichelndes, aber er ist nicht feierlich genug für eine Künstlerin ersten Ranges."

„Vielleicht behält sie ihren Spitznamen Möwe," sagte Rafael. „Ein Bedienter des Herzogs erzählte mir, daß sie in ihrem Dorfe daheim so genannt wurde."

„Oder sie nimmt den Namen ihres Gatten an," bemerkte der Oberst.

„Das wäre abscheulich!" rief die Gräfin, „sie bedarf eines wohlklingenden Namens."

„Nun gut, so nenne sie sich nach ihrem Vater Santalo."

„Nein, Sennor," sagte die Gräfin, „es muß der Name sich durchaus auf i endigen, sonst entbehrt er jeden Zaubers; je mehr i's, um so besser."

„Dann mag sie sich Missisippi nennen," meinte Rafael.

„Wir werden Polo um Rath fragen," erklärte die Gräfin. „Apropos, wo ist denn unser Dichter hingekommen?"

„Ich wette, was man will," sagte Rafael, „daß er jetzt die harmonischen Gedanken zu Papier bringt, welche die Göttin des Tages in seiner Seele hervorrief. Morgen lesen wir gewiß im El Sevillano eine seiner Dichtungen, die ihn zwar, wie mein Oheim meint, nicht so leicht auf den Parnaß, aber unfehlbar in den Lethe bringen werden."

Bei diesen Worten rief die Marquise Rafael.

„Ich bin überzeugt," sagte dieser zu seiner Cousine, „daß meine Tante mir die Ehre erweist, mich zu sich zu rufen, weil sie sich das Vergnügen machen will, mir den Kopf zu waschen. Schon sehe ich zwischen ihren zusammengekniffenen Lippen eine Strafpredigt, eine Philippika auf ihrer umwölkten Stirn und einen Verweis in Folio rittlings auf ihrer drohenden Nase. Doch — welch' ein glücklicher Zufall! ich werde mich sogleich mit einem Schilde bewaffnen."

Er sprach's, stand auf, ging zum Baron, dem der Obergerichtsrath eben eine Prise präsentirte, bot ihm den Arm und näherte sich mit ihm dem Spieltisch. Die

Markise verschob die Zurechtweisung auf eine bessere Gelegenheit.

Rita hielt ihr Taschentuch vor's Gesicht, um ihr Lachen zu ersticken. Der General stampfte den Boden mit dem Stiefelabsatz, ein untrügliches Zeichen seiner Ungeduld.

„Ist dem General nicht wohl?" fragte der Baron.

„Es ist ein Nervenleiden," erwiederte Rafael halblaut.

„Welch' ein Unglück!" rief der Baron. „Das ist ein tic douloureux. Und woher hat er es? Vielleicht eine Sehne im Kriege verletzt?"

„Nein," erwiederte Rafael. „Es ist die Folge eines heftigen moralischen Eindrucks."

„Der muß fürchterlich gewesen sein!" bemerkte der Baron. „Und was war die Veranlassung dazu?"

„Ein Wort Ihres Königs Ludwig's XIV."

„Welches?" fragte der Baron erschrocken.

„Der berühmte Ausspruch: Es giebt keine Pyrenäen mehr."

Während man in den Abendgesellschaften sich so angelegentlich über die neue Sängerin unterhielt, entging Allen eine Thatsache, die man denselben Abend hätte wahrnehmen können.

Pepe Vera folgte Maria auf Schritt und Tritt, und da er der Liebling des Publikums war, so fiel es ihm

leicht, in den Tempel der Musen zu gelangen, trotz der zwischen ihnen und den Stiergefechten bestehenden Feindschaft.

Maria war eben abgetreten, noch schallte ihr der Beifall nach, als sie sich plötzlich in der Garderobe Pepe Vera und einigen andern jungen Leuten gegenüber sah.

„Es sei gepriesen,“ sagte der berühmte Stierfechter, indem er seinen Mantel auf dem Boden vor Maria als Fußteppich ausbreitete, „es sei gepriesen diese krystallene Kehle, welche im Stande ist, alle Nachtigallen des Mai vor Neid sterben zu lassen.“

„Und diese Augen,“ fügte ein Zweiter hinzu, „welche mehr Christen verwundeten, als alle Dolche von Albacete.“

Maria blieb so unerschütterlich und so abstoßend wie immer.

„Sie sieht uns nicht einmal an?“ sprach Pepe Vera. „Hören Sie, Liebchen! Selbst der König sieht den Kater an. Und aufgeschaut, Ihr Herren, was ist sie für ein hübscher Bursche, obschon sie . . .“

„Obschon sie?“ unterbrach ihn einer der Begleiter.

„Obschon sie schief ist,“ sagte Pepe.

Wie Maria diese Worte vernahm, konnte sie sich einer unwillkürlichen Bewegung nicht enthalten und richtete ihre großen Augen erstaunt auf die jungen Leute.

Diese lachten und Pepe Vera warf ihr mit den Fingerspitzen einen Kuß zu.

Maria begriff sofort, daß jene Bemerkung sie nur hatte veranlassen sollen, die Gruppe in Augenschein zu nehmen. Sie mußte nichtsdestoweniger lächeln und ließ, während sie sich fortbegab, ihr Taschentuch fallen. Eiligst nahm Pepe es auf und näherte sich ihr, als wollte er es ihr zurückgeben.

„Sie werden es diese Nacht am Gitter Ihres Fensters wiedererhalten," flüsterte er ihr rasch zu.

Als es zwölf schlug, verließ Maria ihr Lager mit leisen Schritten, nachdem sie sich von dem tiefen Schlaf ihres Gatten überzeugt hatte. Stein schlief wirklich, aber seine Lippen lächelten, denn er war berauscht von dem Beifall, der diesen Abend Maria gespendet worden war, Maria, seiner Gattin, seiner Schülerin, der Geliebten seines Herzens. Inzwischen lehnte eine schwarze Gestalt unter einem der Parterrefenster des von Maria bewohnten Hauses, in einer der vielen engen Gäßchen der Stadt. Man konnte die Gesichtszüge der Gestalt nicht erkennen, denn eine geschäftige Hand hatte vorher die Straßenlampen ausgelöscht.

Achtes Kapitel.

Sevilla war bald ein viel zu beschränkter Schauplatz für den Ehrgeiz und für den Durst nach Beifall geworden, die Mariens Herz verzehrten. Außerdem war der Herzog genöthigt, wieder nach der Hauptstadt zurückzukehren, und er wollte derselben das Wunder zeigen, dessen Ruhm bereits bis dorthin gelangt war. Andererseits hatte sich Pepe Vera kontraktlich verpflichtet, im Cirkus zu Madrid zu kämpfen, und er forderte sie auf, dahin zu reisen. Dies geschah denn auch wirklich.

Der Triumph, den Maria bei ihrem ersten Auftreten auf dem neuen Schauplatz feierte, übertraf den, der ihr in Sevilla zu Theil geworden war. Es schien, als wären die Tage des Orpheus und Amphion wiedergekehrt, als wirkte die Leier wieder dieselben Wunder, wie in den mythologischen Zeiten. Stein war ganz verwirrt, der Herzog berauscht. Pepe Vera sagte eines Tages zu der Sängerin:

„Zum Kukuk noch einmal! Maria, man beklatscht Dich mehr, als wenn ich einen siebenjährigen Stier tödte.“

Ein zahlreicher Hof sammelte sich um Maria. Er bestand zum Theil aus den angesehenen Fremden, welche die Hauptstadt während der Saison besuchten, und unter

diesen gab es Einige, die wirkliches Verdienst, Andere, die nichts weiter als ihren Rang besaßen. Aus welchen Gründen kamen sie zusammen? Einige, um den Ton anzugeben, wie es in der modernen Sprache heißt. Und was ist der Ton? Eine knechtische Nachahmung dessen, was Andere thun. Manche trieb dieselbe Neugier hin, welche das Kind veranlaßt, die verborgenen Triebfedern seines Spielwerks, welches ihm Unterhaltung gewährt, zu erforschen.

Es kostete Maria nicht die geringste Mühe, sich in einem so großen Kreise heimisch zu fühlen. Ihre Kälte, ihr Hochmuth blieben ganz dieselben, aber ihr Benehmen war eleganter, ihre Toilette geschmackvoller. Das sind freilich rein maschinenmäßige und äußerliche Errungenschaften, die jedoch in den Augen mancher Leute den Mangel an Bildung, an Takt und an sonstigen guten Eigenschaften ersetzen. Am Abend auf der Bühne, wenn das Licht der Lampen ihre bleiche Farbe verschwinden ließ und den Glanz ihrer großen, schwarzen Augen erhöhte, sah sie wirklich schön aus.

Der Herzog war dergestalt von dieser Frau geblendet, an deren Triumphen er einigen Antheil hatte, seit seine Voraussagungen in Erfüllung gingen, und so groß war die Begeisterung, die ihr Gesang ihm einflößte, daß er es nicht für unpassend hielt, durch sie seiner Tochter Musikunterricht ertheilen zu lassen, obschon er sich dessen

erinnerte, wovor ihn seine liebenswürdige Freundin in Sevilla gewarnt hatte, und obschon er sich scheute, darüber weiter nachzudenken. Damals hatte er sich fest vorgenommen, die Unschuld einer Frau, die durch ihn auf einen so glänzenden, aber auch so schlüpfrigen Schauplatz gebracht worden war, jederzeit zu achten.

Wir wollen nun Einiges über die Herzogin berichten.

Sie war eine schöne und tugendhafte Dame. Obgleich bereits in den Dreißigen, so ließen sie doch ihr frischer Teint und der Ausdruck der Seelenreinheit auf ihrem Antlitz viel jugendlicher erscheinen. Sie gehörte einer eben so erlauchten Familie an, wie die ihres Gatten war; beide Familien standen in den innigsten Beziehungen zu einander. Leonor und Carlos hatten sich von ihrer Kindheit an geliebt mit jener echt spanischen, tiefen und beständigen Leidenschaft, die nimmer ruht, nimmer erkaltet. Sehr jung hatten sie sich vermählt. Leonor war achtzehn Jahre alt, da gebar sie ihrem zweiundzwanzigjährigen Gatten eine Tochter.

Die Familie der Herzogin war, wie einige unter den Grandenfamilien, außerordentlich fromm, und in diesem Geist war Leonor erzogen worden. Ihr zurückhaltendes, strenges Wesen entfernte sie von den Vergnügungen und von dem Geräusch der Welt, zu denen sie andererseits auch nicht die geringste Neigung verspürte. Sie

las wenig und niemals nahm sie einen Roman in die Hand. Die dramatischen Wirkungen großer Leidenschaften waren ihr vollständig unbekannt. Sie hatte weder aus Büchern noch im Theater das große Interesse kennen gelernt, welches man für den Ehebruch zu hegen pflegt; in ihren Augen war er eine ebensolche Schändlichkeit wie der Mord. Sie hätte nie dahin gelangen können, wenn man es ihr auch gesagt hätte, zu glauben, daß in der Welt eine Fahne aufgepflanzt ist, unter welcher man die Emancipation des Weibes verkündet. Ja noch mehr, wenn sie es auch geglaubt hätte, sie würde dieselbe nie begriffen haben, wie so viele Frauen diese Emancipation nicht begreifen, welche nicht so eingezogen leben und nicht so strenge sind, wie die Herzogin. Hätte man ihr gesagt, daß es Vertheidiger des Ehebruchs, ja, daß es sogar Leute gebe, welche die geheiligte Institution der Ehe lästerten, sie würde zu träumen oder das Ende der Welt nahe geglaubt haben. Eine liebende, gehorsame Tochter, eine edelmüthige und zuverläßige Freundin, eine zärtliche, sich Alles entsagende Mutter, eine ausschließlich ihrem Gemahl sich weihende Gattin, war die Herzogin von Almansa das Muster derjenigen Frauen, welche Gott lieb hat, welche die Gesellschaft verehrt und bewundert, und an deren Stelle jetzt jene Amozonen treten wollen, die die schöne, sanfte, weibliche Natur verloren haben.

Lange Zeit hindurch konnte der Herzog sich den Verlockungen hingeben, die ihn zu Maria hinzogen, ohne daß die kleinste Wolke den stillen, himmelsreinen Herzensfrieden seiner Gattin trübte: Trotzdem vernachlässigte sie der Herzog, der ihr bis dahin so zärtlich ergeben gewesen war, von Tag zu Tag immer mehr. Die Herzogin weinte, aber sie schwieg.

Darauf kam ihr zu Ohren, daß jene Sängerin, welche ganz Madrid in Aufruhr versetzte, von ihrem Gatten beschützt würde, daß er in dem Hause dieses Weibes seine Zeit verbrächte. Die Herzogin weinte, aber sie zweifelte noch immer.

Nun brachte der Herzog Stein in sein Haus, damit er seinem Sohne Unterricht ertheile, und gleich darauf wünschte er, wie wir bereits erzählten, daß Maria seine Tochter, ein reizendes Wesen von elf Jahren, unterrichten möchte.

Dem Letzteren widersprach Leonor auf das Entschiedenste, denn sie könnte, erklärte sie, es durchaus nicht gestatten, daß eine Frau vom Theater in irgend welche Berührung mit ihrem unschuldigen Kinde käme. Der Herzog war an die Nachgiebigkeit seiner Frau gewöhnt; er fand in diesem Widerspruch nichts weiter, als die Skrupel einer frommen Frau und Mangel an Kenntniß der Welt; er bestand daher auf seiner Idee. Die Herzogin gab auf Anrathen ihres Beichtvaters nach,

allein sie weinte bitterlich und dazu hatte sie ja einen doppelten Grund.

Sie empfing Maria mit ängstlicher Behutsamkeit, mit kalter, aber höflicher Zurückhaltung.

Leonor sah bei sich, da sie ihrer Neigung gemäß ganz zurückgezogen lebte, nur wenige Besucher; meist waren es Verwandte, außerdem Geistliche und einige Personen, denen sie ihr besonderes Vertrauen schenkte. Deshalb wohnte sie mit einer unnachgiebigen Ausdauer den Unterrichtsstunden ihrer Tochter bei. Die Blicke der Mutter waren unaufhörlich auf das Kind gerichtet, so daß dies Benehmen am Ende Maria beleidigen mußte. Die Personen, welche bei der Herzogin aus- und eingingen, grüßten die Lehrerin kalt und würdigten sie keines Wortes. So wurde denn die Stellung in dem edlen, ernsten, herzoglichen Hause für die Frau äußerst demüthigend, die das Publikum von Madrid auf den Knieen anbetete. Maria sah dies sehr wohl ein und ihr Stolz empörte sich darüber. Allein die ausgesuchte Höflichkeit der Herzogin verringerte sich in keiner Weise; auf ihrem ernsten, schönen Antlitz zeigte sich nie ein verächtliches Lächeln, nie eine hochmüthige Miene. Andrerseits war der Herzog so würde- und so rücksichtsvoll und wie würde er es aufgenommen haben, wenn sich Jemand über seine Gemahlin zu beschweren gewagt hätte? Maria besaß so viel Scharfsinn, daß sie wohl einsah, es sei das Beste, zu

schweigen und sich die Freundschaft des Herzogs zu erhalten, da ihr dieselbe schmeichelte, sein Schutz ihr nöthig war und seine Geschenke denn doch auch alle Beachtung verdienten. Sie biß daher in den Zügel und wartete auf eine günstige Gelegenheit, um sich aus einer so drückenden Lage befreien zu können.

Eines Tages erschien sie im seidnen Gewande, geschmückt mit allen ihren Juwelen und in einer prächtigen Spitzenmantille im Hause der Herzogin. Dort traf sie deren Vater, den Markis von Elda, und den Bischof von . . .

Der Markis war ein bejahrter, hochachtbarer, altmodischer Herr, durch und durch Spanier, Katholik und Royalist vom reinsten Wasser. Seit dem Tode des Königs, dem er im Unabhängigkeitskriege gedient hatte, hatte er sich vom Hofe zurückgezogen.

Zwischen dem Markis und seinem Schwiegersohn herrschte kein recht inniges Verhältniß, denn Ersterer beschuldigte diesen, daß er den modernen Ideen allzusehr nachgäbe. Das Verhältniß wurde aber noch schlimmer, als der strenge und tugendhafte alte Herr von dem Schutz erfuhr, den der Herzog einer Theatersängerin angedeihen ließ.

Wie Maria in das Zimmer trat, erhob sich die Herzogin in der Absicht, für heut, aus Rücksicht auf die den Anwesenden schuldige Achtung, den Unterricht aussetzen

zu lassen. Der Bischof war jedoch von den Verhältnissen nicht unterrichtet und wünschte das Kind, seine Pathe, singen zu hören. Die Herzogin setzte sich daher wieder, begrüßte Maria mit ihrer gewöhnlichen Höflichkeit und auf ihr Geheiß erschien sofort die Tochter.

Kaum endete das Kind die letzten Takte des Gebetes der Desdemona, als sich drei sanfte Schläge an die Thür vernehmen ließen.

„Herein, herein!" sagte die Herzogin, und man sah es ihr an, daß sie die Person, welche eintreten sollte, bereits am Klopfen erkannt hatte. Mit einer Lebhaftigkeit, wie sie Maria noch nie an der so steifen Dame gesehn, ging sie auf die Thür zu.

Aber wie erstaunte Maria erst, als sie die neue Erscheinung ansichtig wurde. Es war eine häßliche Frau von einigen fünfzig Jahren und von einem gewöhnlichen Aeußern. Ihr Anzug war ebenso grob wie dürftig und seltsam.

Die Herzogin empfing sie mit allen Zeichen der Hochachtung und mit einer Herzlichkeit, die gegen ihre eisige Kälte, mit der sie die Lehrerin zu begrüßen pflegte, umsomehr abstach. Sie nahm sie bei der Hand und stellte sie dem Bischof vor.

Maria wußte nicht, was sie denken sollte. Nie hatte sie bis jetzt einen ähnlichen Anzug gesehn und noch nie war ihr eine Person vorgekommen, die so gar nicht zu

der Stellung paßte, welche sie bei so vornehmen und und hochangesehenen Leuten einzunehmen schien.

Nach einer viertelstündigen, lebhaften Unterhaltung erhob sich diese Frau. Es regnete. Der Markis bot ihr dringend seinen Wagen an, allein die Herzogin sagte:

„Vater, ich habe bereits den meinigen anspannen lassen."

Während dieser Worte begleitete sie die Frau, welche durchaus nicht von dem Wagen Gebrauch machen wollte.

„Komm her, meine Tochter," sagte die Herzogin zu ihrem Kinde, „komm her mit Erlaubniß Deiner Lehrerin und sage Deiner guten Freundin Lebewohl."

Maria wußte noch immer nicht, was sie zu dem, was sie sah und hörte, sagen sollte.

„Wer ist diese Frau?" fragte sie, als sie sich wieder an ihren Platz begab.

„Eine barmherzige Schwester," antwortete das Mädchen.

Maria fühlte sich auf's Aeußerste gedemüthigt. Ihr Stolz, welcher mit frecher Stirn gegen jede Ueberlegenheit ankämpfte, der die Würde des Adels, die Nebenbuhlerschaft der Künstler und das Gewicht der Autorität, ja selbst die Vorrechte des Genies mißachtete, krümmte sich wie eine Binse vor der Größe und Erhabenheit der Tugend.

Kurz darauf erhob sie sich, um fortzugehn; noch regnete es.

„Sie haben eine Droschke zu Ihrer Verfügung," sagte die Herzogin, als Maria sich verabschiedete.

Diese sah, als sie in den Hof kam, daß die Pferde der Herzogin ausgespannt wurden. Ein Lakai ließ achtungsvoll den Tritt an der Droschke herab. Maria bestieg dieselbe, das Herz mit ohnmächtiger Wuth erfüllt.

Am folgenden Tage erklärte sie dem Herzog entschieden, daß sie den Unterricht seiner Tochter nicht weiter fortsetzen würde. Dabei nahm sie sich wohl in Acht, den eigentlichen Grund anzugeben. Die Schlauheit, mit der sie zu Werke ging, ließ ihre Erklärung sogar als von der Klugheit eingegeben erscheinen. Der Herzog, geblendet von der Begeisterung, welche Maria ihm einflößte, sowie durch die Mittel, welche sie außerdem geltend zu machen wußte, glaubte, daß seine Frau Anlaß zu diesem Entschluß gegeben hätte, und zeigte sich nur noch kälter gegen dieselbe.

Neuntes Kapitel.

Die Ankunft des berühmten Sängers Tenorini in Madrid setzte dem Ruhm Mariens die Krone auf. Mit größter Bewunderung sprach dieser Koloß von ihr und

nur sie erklärte er für würdig, ihre Stimme mit der seinigen zu vereinen. Tonino Tenorini, auch der Große genannt, stammte man wußte nicht woher. Einige meinten, er wäre wie Castor und Pollux aus einem Ei, aber nicht aus dem eines Schwans, sondern aus dem einer Nachtigall zur Welt gekommen. Seine glänzende und geräuschvolle Laufbahn eröffnete sich zu Neapel, wo vor ihm der Vesuv gänzlich verschwand. Dann ging er nach Mailand und von dort nach Florenz, Petersburg und Konstantinopel. Jetzt kam er von New-York; er hatte die Habana besucht und beabsichtigte nunmehr nach Paris zu gehn, dessen Bewohnerschaft darüber empört war, daß sie noch nicht ihre entscheidende Stimme über einen so riesigen Ruf hatte abgeben können und die eben deshalb eine Emeute gemacht hatte, um ihren Zorn abzukühlen. Von dort wollte Tenorini London beglücken, dessen Musikfreunde vor lauter Neid in einen furchtbaren Spleen verfallen waren und wo die Saison Gefahr lief, sich selbst umzubringen, wenn die große Notabilität sich nicht der durch seine Abwesenheit verursachten Leiden erbarmen würde.

Wie seltsam! Mußten nicht alle Polo's und alle Eloisa's auf's Höchste darüber erstaunen, daß dieser erhabene Künstler nicht auf den Flügeln eines Genius angelangt war? daß die schlecht erzogenen Delphine des Oceans ihn nicht auf ihren Rücken genommen hatten,

eine Ehre, welche einst die des mittelländischen Meeres dem Arion erwiesen? Tenorini war in der Diligence angekommen. Wie abscheulich! Ja, noch mehr: er führte einen Nachtsack mit sich!

Man hatte seine Ankunft durch das Läuten aller Glocken, durch eine allgemeine Illumination und durch Errichtung eines Triumphbogens feiern wollen; auch sollten dabei alle Instrumente des Circus spielen. Der Alcalde genehmigte es nicht und es fehlte nicht viel, daß man diesem reaktionären Krebs eine Katzenmusik gebracht hätte.

Während Maria an der Seite des großen Sängers die überschwenglichen Huldigungen entgegennahm, die ihr das Publikum in demüthigster Verehrung auf den Knieen darbrachte, sah es gar anders aus in der ärmlichen Hütte, die sie vor nunmehr länger denn einem Jahr verlassen hatte.

Pedro Santalo lag hingestreckt auf seinem Bett. Seit seine Tochter von ihm geschieden war, hatte ihn alle Lebenslust verlassen. Er hielt die Augen geschlossen und öffnete sie nur, um nach dem Stübchen zu blicken, welches Maria bewohnt hatte und das von dem seinigen durch den nach dem Dach führenden Gang getrennt war. In diesem Stübchen war Alles so geblieben wie früher; an der Wand hing die Guitarre der Tochter mit einer früher rosafarbenen Bandschleife, die aber jetzt aus

aller Form gekommen war, einem Versprechen gleich, das man vergaß, und farblos wie eine verstobene Erinnerung. Ueber das Bett lag eine Decke von indischer Seide gebreitet, und unter einem Stuhl erblickte man einige kleine Schuhe. Die Tante Maria saß am Lager des Kranken.

„Munter, munter, Oheim Pedro!“ sagte die gute Alte, „vergeßt, daß Ihr ein Katalonier seid, und seid nicht so starrköpfig. Laßt Euch doch ein einziges Mal in Eurem Leben leiten und kommt zu uns in's Kloster; Ihr wißt ja, daß dort Raum genug ist. Dort kann man Euch besser Beistand leisten und Ihr seid dort nicht so einsam und verlassen wie hier.“

Der Fischer gab keine Antwort.

„Oheim Pedro,“ fuhr die Tante Maria fort, „Don Modesto hat bereits zwei Briefe geschrieben und man hat sie auf die Post gegeben, denn man sagt, sie kämen auf diese Weise schneller und sicherer an.“

„Sie wird nicht kommen!“ murmelte der Kranke.

„Aber ihr Mann wird kommen und daran ist jetzt am Meisten gelegen,“ versetzte die Tante Maria.

„Sie, sie!“ rief der arme Vater.

Eine Stunde nach dieser Unterhaltung kehrte die Tante Maria nach dem Kloster zurück, ohne es durchgesetzt zu haben, daß der halsstarrige Katalonier sich bewegen ließ, zu ihr überzusiedeln. Die gute Alte ritt auf der vortrefflichen Schwalbe, die der friedliche Dekan des

gesammten Eselgremiums der Gegend war. Da der Tag, an welchem diese Eselin getauft wurde, uns zu fern liegt, so haben wir nicht ermitteln können, weshalb sie den Namen Schwalbe erhielt. Nur so viel wissen wir, daß sie niemals daran dachte, zu fliegen, ja selbst nicht einmal zu laufen, und daß sie nie im Oktober die Absicht zu erkennen gab, nach Afrika hinüberzuziehen.

Momo war mehr herangewachsen, hatte aber nichts von seiner angebornen Häßlichkeit verloren. Er führte den Esel.

„Hören Sie, Großmutter," sagte er, „werden die täglichen Spazierritte zu diesem Seewolf noch lange dauern?"

„Gewiß," erwiederte die Großmutter, „denn er will durchaus nicht nach dem Kloster. Ich fürchte, daß er stirbt, wenn seine Tochter nicht kommt."

„An dieser Krankheit werde ich nicht sterben!" sagte Momo und lachte dabei ungeheuerlich.

„Weißt Du," fuhr die Tante Maria fort, „ich traue der Post nicht sehr, obschon man sagt, daß sie eine ganz sichere Gelegenheit ist. Auch Don Modesto giebt nicht viel auf sie. Damit also Don Federico und Marienreiz erfahren, wie es dem Oheim Pedro ergeht, bleibt uns nichts Anderes übrig, als daß Du selbst nach Madrid gehst und es ihnen sagst; denn wir können hier doch nicht, die Hände im Schooß, es mit ansehen, daß ein

Vater stirbt, der nach seiner Tochter schreit, ohne daß wir sie herbeischaffen."

„Ich, ich soll nach Madrid reisen und die Möwe aufsuchen?" rief Momo entsetzt. „Sind Sie denn bei Sinnen, Sennora?"

„Das versteht sich, und wenn Du nicht gehst, so werde ich selbst mich aufmachen. Ich bin in Cadix gewesen und es ist mir nichts widerfahren; warum sollte ich da nicht auch nach Madrid? Es zerreißt einem das Herz, wenn man den armen Vater nach seiner Tochter rufen hört. Aber Du, Momo, bist ein nichtswürdiger Kerl; ich sage das zu meinem größten Leidwesen. Ich weiß nicht, wie Du dazu gekommen bist, denn Deine Eltern haben keinen Theil daran; allein in jeder Familie giebt es einen Judas."

„Selbst an den Teufel denkt sie, um einen Christen zu verdammen," murrte Momo. Und das ist noch nicht das Schlimmste. Wenn Ihre Gnaden sich eine solche Albernheit in den Kopf setzt, so muß sie ausgeführt werden. Ach, wenn sie mir doch nicht so ähnlich wäre; wenn ich doch wenigstens einen Monat lang an Beinen und Knochen lahm würde."

Mit diesen Gedanken flößte sich Momo Muth ein, und dabei führte er einen grausamen Hieb auf das Hintertheil der armen Schwalbe.

„Barbar!" rief seine Großmutter, „weshalb schlägst Du das arme Thier?"

„Ach was!" versetzte Momo, „es ist dazu da, Schläge zu bekommen."

„Wo hast Du diese Ketzerei aufgeschnappt? wo? Seele des Herodes! Niemand weiß, wie ich die armen Thiere bedaure, die da leiden, ohne sich zu beklagen und ohne sich vertheidigen zu können, ohne Trost und ohne Lohn."

„Ihr Mitleid, Mutter, gleicht dem Himmelsmantel, welcher Alles bedeckt."

„Ja, mein Sohn, ja! Gott möge es nie verhängen, daß ich Zeuge eines Schmerzes bin, ohne ihn zu bedauern, oder daß ich werde gleich jenen herzlosen Menschen, die einem Weheruf mit derselben Gleichgültigkeit wie dem Regen zuhören."

„Wenn Sie das in Bezug auf unsere Nebenmenschen meinen, nun, so habe ich nichts dagegen; aber die Thiere! wie zum Teufel? . ."

„Leiden die etwa nicht? sind sie etwa nicht Geschöpfe Gottes? Wir sind mit dem Fluch und mit der Strafe beladen, welche die Sünde des ersten Menschen verdiente; aber welche Sünde begingen der Adam und die Eva der Esel, daß diese armen Thiere ein so jämmerliches Leben führen müssen? Das erregt mein Erstaunen."

„Sie werden die Schale des Apfels gefressen haben!" sagte Momo, und wieder schlug er eine gewaltige Lache auf.

Jetzt trafen sie mit Manuel und José zusammen, die gleichfalls nach dem Kloster zurückkehrten.

„Mutter, wie geht es dem Oheim Pedro?" fragte Ersterer.

„Schlecht, mein Sohn. Es zerreißt mir das Herz, ihn so krank, so niedergeschlagen und so allein zu sehen. Ich schlug ihm vor, nach dem Kloster zu kommen; aber eher würde man diesen Starrkopf nach dem Fort San Cristobal bringen. Ein Vierundzwanzigpfünder brächte ihn nicht vom Fleck. Es ist nothwendig, daß Bruder Gabriel zu ihm zieht und ebenso, daß Momo nach Madrid reist, um die Tochter des Fischers und Don Federico herbeizuholen."

„Er mag reisen," sagte Manuel; „dabei wird er die Welt kennen lernen."

„Ich?" rief Momo, „wie kann ich reisen, Sennor?"

„Den einen Fuß vor den andern gesetzt!" erwiederte sein Vater. „Fürchtest Du dich etwa, Schaden zu nehmen, oder daß Dich der Bubu frißt?"

„Nein, aber ich mag nicht reisen!" sagte Momo voller Verzweiflung.

„Mit einem Oelbaumknittel werde ich Dir schon Lust

machen. Verstehst Du mich, Du ungehorsamer Bursche?" entgegnete sein Vater.

Momo trat die Reise an, verwünschte jedoch den Oheim Pedro und dessen Sippschaft. Er schloß sich einigen Fuhrleuten von der Sierra von Aracena an, die nach Villamar kamen, um Fische zu holen. So gelangte er nach Valverde, Aracena, la Oliva und Barcarota und nach Bajadoz, denn über diese Stadt geht die alte Straße, welche von Madrid nach Andalusien führt. Von Bajadoz eilte er ohne Aufenthalt nach Madrid. Don Modesto hatte ihm mit Buchstaben so groß wie welsche Nüsse die Adresse des Hauses aufgeschrieben, in welchem Stein wohnte und die dieser bei seiner Ankunft in Madrid an seine Freunde zu Villamar gesandt hatte. Mit diesem Papier in der Hand betrat Momo die Residenz, während er neue Litaneien der Verwünschung gegen die Möwe anstimmte.

Eines Nachmittags verließ die Tante Maria trauriger wie je die Hütte des armen Fischers.

„Dolores," sagte sie zu ihrer Schwiegertochter, „der Oheim Pedro stirbt. Diesen Morgen rollte er die Bettdecke zusammen, das bedeutet, daß er sein Bündel zu der Reise schnürt, von welcher man nicht wiederkehrt. Palomo war mit mir; der begann zu heulen. Und die Leute kommen noch immer nicht! Vor Ungeduld brennt mir das Hemd auf dem Leibe. Nach meiner Meinung

müßte Momo schon zurück sein; es sind zehn Tage, seit er abgereist ist."

„Mutter," versetzte Dolores, „man muß manchen Schritt thun, ehe man nach Madrid kommt. Manuel sagt, er kann erst in vier oder fünf Tagen zurück sein."

Wie erstaunten jedoch Beide, als sie plötzlich Momo in selbsteigner Person, aber mit Angst und Schrecken auf dem Antlitz, vor sich sahen.

„Momo!" riefen Beide zu gleicher Zeit.

„Er selbst nach Körper und Geist!" versetzte dieser.

„Und Marienreiz?" fragte ängstlich die Tante Maria.

„Und Don Federico?" fragte Dolores.

„Auf die können Sie bis zum jüngsten Tage warten!" antwortete Momo. „Na, mir ist es auf der Reise gut gegangen! da hat die Großmutter mir was Hübsches eingerührt, so daß . . ."

„Aber was hast Du denn? was ist Dir denn begegnet?" fragten Beide.

„Sie sollen es hören und Sie werden die Gerechtigkeit Gottes bewundern, auch ihn preisen, daß sie mich gesund und munter wiedersehen, Dank meinen guten Beinen."

Die Großmutter und die Mutter waren ganz außer sich, als sie diese Worte vernahmen, die auf große Ereignisse schließen ließen.

„So erzähle doch! Was ist Dir begegnet?" riefen Beide auf's Neue. „Wir sind auf's Aeußerste gespannt."

„Wie ich in Madrid ankam," sagte Momo, „und ich mich in diesem Trubel allein sah, schauderte mir die Haut. Jede Straße kam mir vor wie ein Soldat, jeder Platz wie eine Patrouille. Das Papier, welches mir der Kommandant mitgegeben hatte, konnte reden; ich ging damit in eine Schenke und traf dort einen etwas angerissenen, aber gefälligen Burschen; der führte mich nach dem Hause, welches das Papier angab. Dort sagten mir die Bedienten, die Herrschaft wäre nicht daheim, und nun wollten sie mir die Thür vor der Nase zuwerfen. Aber die dummen Kerls wußten nicht, mit wem sie es zu thun hatten. Oho, sagte ich ihnen, bedenken Sie, mit wem Sie reden! Ich bin Niemandes Bedienter und komme nicht, um etwas zu bitten. Ein Recht dazu hätte ich schon, denn wir haben Don Federico in mein Haus aufgenommen, als er sterben wollte, und nicht einmal so viel hatte, um darauf sterben zu können."

„Das hast Du gesagt, Momo?" rief seine Großmutter. „So was laß unterwegs! davon spricht man nicht. Was für eine Kränkung! Was werden sie von uns gedacht haben! Einen Dienst einem geradezu in's Gesicht zu werfen! Wer hat so etwas erlebt?"

„Wie denn? soll man so etwas nicht sagen? Das wäre so was! Ich sagte noch mehr; hören Sie nur!

Meine Großmutter, sagte ich, hat Eure Gebieterin bei sich aufgenommen, als sie krank wurde, weil sie gleich einer Möwe auf den Klippen herumkletterte und sich heiser schrie. Das Gesindel sah sich lachend an, sie spotteten über mich und sagten, ich müßte mich täuschen, denn sie wäre die Tochter eines karlistischen Generals. Sie die Tochter eines Generals! Verstehen Sie? Bei allen Mauren! Kann es eine frechere Lügnerin geben? Zu sagen, daß Oheim Pedro ein General ist! der Oheim Pedro, der dem Könige gar nicht gedient hat! — Zur Sache! rief ich ihnen zu; was mich herbringt, hat große Eile, und ich wünsche, daß man mich baldigst wieder fortläßt, damit Sie, Ihre Herrschaft und Madrid mir aus dem Gesicht kommen. Darauf sagte eine Magd, die gerade so frech aussah wie ihre Herrin: Nikolas, führe den Tölpel in's Theater; dort kann er die Sennora sehen. Merken Sie, wie diese Plaudertasche mich erwähnte, nannte sie mich einen Tölpel, so wie sie aber der liederlichen Möwe gedachte, nannte sie dieselbe Sennora. Kann man so etwas glauben? Das sind Madrider Geschichten! Man wird ganz verwirrt davon. Jetzt setzte sich der Herr Bediente den Hut auf und brachte mich nach einem sehr großen und sehr hohen Hause, das wie eine Kirche aussah; statt der Kerzen brannten aber Lampen, die wie Sonnen strahlten. Ringsherum ging eine Art von Sitzen, da saßen steifer wie die Spindeln mehr

denn zehntausend festlich geputzte Frauenzimmer, wie man Flaschen in einem Laden aufstellt. Unten gab es so viele Männer, daß man einen Ameisenhaufen vor sich zu haben glaubte. Bei Gott! ich weiß nicht, wo alle die Menschen herkamen! Potztausend, sagte ich zu mir selbst, wie viel Brot müssen sie in Madrid backen! Aber nun erstaunen Sie erst: alle diese Leute waren hierher gekommen, weshalb? .. um die Möwe singen zu hören."

Momo machte eine Pause und hob die ausgebreiteten Hände bis an sein Gesicht.

Die Tante Maria senkte und hob ihr Haupt zum Zeichen ihrer Freude.

„Aus all' diesem ersehe ich noch nicht, weshalb Du so schnell und so voll Angst zurückgekehrt bist," sagte Dolores.

„Geduld, Geduld! ich kann mich nicht überstürzen," versetzte Momo, „ich erzähle die Dinge, wie sie sich begaben."

„Jetzt, denken Sie sich, gingen plötzlich und ohne daß Jemand den Befehl dazu gegeben, mehr als tausend Instrumente los: Trompeten, Pfeifen und Violinen, so groß wie Beichtstühle, die sie von unten spielten. Heiligste Maria, was war das für ein Spektakel! Es wurde mir ordentlich Angst und bange, doch, Gott sei Dank, es ging vorüber."

„Aber wo kam denn die Musik her?" fragte seine Mutter.

„Weiß ich's? Man wird die Blinden von ganz Spanien zusammengepreßt haben. — Aber das ist noch nicht das Beste. Mit einem Male, denken Sie nur, man wußte nicht wie, nicht woher, erschien einem geradeüber eine Art Garten. Es war, als hätte ihn der Teufel herbeigebracht."

„Was sprichst Du da, Momo?" sagte Dolores.

„Nichts weiter, als die reinste Wahrheit. Statt der Bäume war geradeüber eine Estrade mit Vorhängen von Leinwand, die einen Palast vorstellten. Nun erschien ein Frauenzimmer, geschminkter und mit mehr Sammet, mit mehr Goldstickereien und Schmucksachen, als die heil. Jungfrau des Rosenkranzes.

Das ist die Königin Isabel II., sagte ich zu mir selbst. Allein, nein, mein Herr, es war nicht die Königin. Wissen Sie, wer es war? Niemand anders, als die Möwe, die gottlose Möwe, die hier bei uns mit bloßen Füßen und Beinen umherlief. Das erste, was in dem Lustgarten vor sich ging, geschah mit ihr. Der Teufel hatte die Möwe mit ihren bloßen Füßen und Beinen geholt und an deren Stelle eine Fürstin gebracht. Ich war ganz verdutzt. Ehe ich mir es versah, erschien ein großer, sehr aufgedonnerter Herr. Mir war, als wenn Bomben um mich herumflögen. Wie wüthend war er! was machte er für Augen! Potztausend, sagte ich zu mir selbst, ich möchte jetzt nicht in der Haut die-

ser Möwe stecken! Was mich aber bei alledem noch mehr in Erstaunen setzte, das war, daß sie singend mit einander zankten. Na, das mag dort unter den vornehmen Leuten so Mode sein. Deswegen verstand ich aber nicht recht, was sie mit einander verhandelten, nur so viel wurde mir klar, daß er der karlistische General war, denn sie nannte ihn Vater, er aber wollte sie als Tochter nicht anerkennen, mochte sie ihn auch noch so sehr auf den Knieen darum anflehen.

Recht so! rief ich, bleibt hart gegen diese unverschämte Lügnerin."

„Weshalb mischtest Du dich darein?" fragte ihn seine Großmutter.

„Nun, weil ich sie kannte und als Zeuge dienen konnte. Wissen Sie nicht, daß, wer schweigt, beistimmt? Allein es scheint, daß man dort nicht die Wahrheit sagen darf, denn mein Nachbar, der ein Polizeibeamter war, sagte mir: Wollen Sie wohl ruhig sein, mein Freund?

Ich habe dazu keine Lust, antwortete ich, und ich muß es laut und vernehmlich erklären, daß dieser Herr nicht ihr Vater ist.

Sind Sie verrückt oder kommen Sie von den Batuecas? fragte mich der Polizist.

Weder das Eine noch das Andere, unverschämter Mensch, entgegnete ich. Ich bin vernünftiger wie Sie

und komme von Villamar, wo ihr rechter Vater, der Oheim Pedro Santalo wohnt.

Sie sind ein grober Korkeichenklotz, meinte der Madrider, es thut noth, daß man Sie schält.

Da wurde ich wüthend und hob die Hand, um ihm eine Ohrfeige zu geben, aber Nikolas ergriff mich bei'm Arm und führte mich hinaus, um einen Schluck zu nehmen.

Ich sehe meinen Irrthum jetzt ein, sagte ich ihm. Den General will die Möwe durchaus zum Vater haben. Ich habe schon von vielen Verbrechen gehört, von Mord, Raub, ja sogar von Seeräubern; aber daß Jemand seinen Vater verleugnet, das ist mir denn doch noch nicht vorgekommen.

Nikolas wollte vor Lachen bersten; es ist klar, daß eine solche Niederträchtigkeit dort kein Entsetzen erregt.

Wie wir wieder eintraten, erschien die Möwe ganz weiß gekleidet, wie in ein Leichentuch gehüllt, denn der General mochte ihr inzwischen befohlen haben, allen Putz abzulegen. Sie fing an zu singen und ergriff eine ungeheure Guitarre, die sie auf den Boden stellte und mit beiden Händen spielte, was diese Möwe gewiß nicht erfunden hat. Jetzt kam aber das dicke Ende nach: plötzlich kam nämlich ein Mohr zum Vorschein."

„Ein Mohr?"

„Aber was für ein Mohr! Viel schwärzer und in-

grimmiger als Mahomet selbst, mit einem Dolch, so groß wie ein Fleischermesser, in der Hand. Ich war zum Tode erstarrt."

„Jesus Maria!" riefen seine Großmutter und seine Mutter.

„Ich fragte Nikolas, wer dieser Fierabras wäre, und er sagte mir, daß er Telo hieße. Aber um schnell zu Ende zu kommen: der Mohr sagte zur Möwe, daß er käme, sie zu tödten."

„Heil. Jungfrau von Carmen!" rief die Tante Maria, „war es vielleicht der Scharfrichter?"

„Ich weiß nicht, ob es der Scharfrichter oder ein bezahlter Menschenmörder war," versetzte Momo. „Ich weiß nur, daß er sie bei den Haaren ergriff und ihr mehrere Dolchstöße beibrachte. Das habe ich mit diesen meinen Augen gesehen und das kann ich bezeugen."

Die beiden guten Frauen schrieen auf. Die Tante Maria schluchzte und rang vor Schmerz die Hände.

„Aber was machten denn alle die, die dabei zugegen waren?" fragte Dolores weinend. „Hat denn Niemand den Bösewicht festgenommen?"

„Das weiß ich nicht," versetzte Momo, „denn wie ich das sah, nahm ich Reißaus, so daß sie es mir nicht näher erklären konnten. Ich hörte nicht auf zu laufen, bis einige Meilen zwischen Madrid und dem Sohne meines Vaters lagen."

„Wir müssen," sagte schluchzend die Tante Maria, „dieses Unglück vor dem armen Oheim Pedro verborgen halten. Ach, was für ein Herzeleid!"

„Und wer würde den Muth haben, es ihm zu sagen?" versetzte Dolores. „Arme Maria! Sie hat echt spanisch gehandelt: als es ihr gut ging, wollte sie es besser haben. Jetzt sehen Sie das Ergebniß."

„Jedem ergeht es, wie er es verdient," sagte Momo. „Dieses verbissene Ungeziefer mußte ein schlechtes Ende nehmen; das konnte nicht fehlen. Wenn ich nicht so müde wäre, so ginge ich sofort zu Raton Perez, um ihm Alles zu erzählen."

Zehntes Kapitel.

Bald verbreitete sich im ganzen Dorfe die Nachricht, daß die Fischerstochter ermordet worden war.

So hatte also der eigensüchtige, unwissende und schlechte Momo, durch seine gehässige Gesinnung und Selbstsucht noch mehr dazu angestachelt, das, was er auf dem Theater sah, für wahr gehalten. Seine Reise war vergeblich gewesen, da er seinen Auftrag nicht vollführt hatte, und der Irrthum, in den er durch seine Dummheit verfallen war, wurde bald von all' diesen guten Leuten getheilt.

Das Antlitz des Don Modesto wurde zwei Zoll länger.

Der Geistliche las eine Seelmesse für Maria.

Ramon Perez knüpfte ein schwarzes Band an seine Guitarre.

Rosa Mystica sagte zu Don Modesto:

„Gott möge ihr vergeben! Ich hatte recht, als ich sagte, es würde mit ihr ein schlechtes Ende nehmen. Sie erinnern sich, daß sie stets nach links ging, wenn ich sie nach rechts leiten wollte.“

Die Tante Maria bedachte, daß nach einem solchen Ereigniß Don Federico unmöglich hierher kommen könnte, sie beschloß daher, den Oheim Pedro einem jungen Arzt anzuvertrauen, der an Stein's Stelle nach Villamar gekommen war.

„Ich gebe nichts auf seine Wissenschaft,“ sagte sie zu Don Modesto, der ihr denselben empfohlen hatte. „Er weiß nichts Anderes zu verschreiben, als gekochtes Wasser, und nichts schwächt den Magen mehr als dies. Als Nahrung läßt er Hühnerbrühe zu; können Sie mir sagen, was für Kräfte ein solches Gebräu zu geben vermag? Es ist Alles verdreht, mein Kommandant; aber lassen Sie noch eine kurze Zeit vorübergehen und die Getäuschten werden wieder zu dem zurückkehren, was sich durch die Erfahrung von so vielen Jahrhunderten als gut bewährt hat. Sind tausend Jahre verflossen, so laufen

die Gewässer wieder dort, wo sie sonst liefen. Was kecke Hände zerstörten, baut die Zeit wieder auf; aber darüber müssen allerdings erst einige Seelen verloren gehn und viele Leiber in's Gras beißen."

Der Arzt fand den Oheim Pedro so schwer erkrankt, daß er erklärte, es wäre nöthig, ihn vorzubereiten.

Sich zum Tode vorbereiten, heißt in der katholischen Sprache sich in den Zustand der Gnade versetzen, das will sagen, seine Rechnungen auf Erden abschließen, indem man Gutes thut und Böses ungeschehen macht, so weit dies in unsrer Macht liegt, mit Rücksicht auf Zeit und Ewigkeit und auf diese Weise vermittelst Gebet und Reue die Barmherzigkeit Gottes zum Besten unsrer Seele erlangen.

Wenn wir von einer so bekannten, alltäglichen Sache diese Erklärung geben, so geschieht dies nicht blos deshalb, weil möglicher Weise dieser Roman in die Hände solcher gelangen kann, die nicht unserer heiligen, katholischen Religion angehören, sondern auch, weil wir es erlebt haben, daß manche dieses heilige Sakrament nicht in seiner ganzen Größe und Herrlichkeit erfaßten.

Wie Tante Maria diesen Ausspruch vernahm, weinte sie bitterlich. Sie rief Manuel herbei und beauftragte ihn, dem Kranken mit aller, nur möglichen Schonung davon Mittheilung zu machen; denn sie selbst fühlte nicht den Muth, dies zu thun

Manuel trat in das Krankenzimmer.

„Holla, Oheim Pedro," sagte er, „wie geht's?"

„Es geht abwärts, Manuel," versetzte der Kranke. „Hast Du Etwas in der andern Welt zu bestellen, so sage es schnell, denn ich lichte bereits den Anker, mein Sohn."

„Wie, Oheim Pedro? damit hat es noch gute Wege. Sie werden noch länger leben wie ich. Aber ... wie sagt das Sprüchwort? was zu thun ist, ist's gethan, wirst drum keine Sorge han ... Ich wollte sagen ..."

„Sprich nicht weiter, Manuel," unterbrach ihn der Oheim Pedro ohne alle Aufregung. „Sage Deiner Mutter, daß ich bereit bin. Seit einiger Zeit sah ich diesem entscheidenden Augenblick entgegen und ich denke an nichts weiter als an ihn und" — fügte er mit leiser, matter Stimme hinzu — „an sie."

Manuel wischte sich gerührt die Augen, trotzdem er als Soldat viel Blut und manchen Todeskampf gesehen hatte; denn es ist gewißlich wahr, daß die Seele des größten Stoikers beim Anblick des Todes erschüttert wird, wenn man sich nicht bemüht, den Menschen wie ein Atom zu betrachten, das in einen unergründlichen Abgrund geschleudert ist, in einen Abgrund, auf so und so viele Meilen dem Hochmuth und dem Ehrgeiz derjenigen offen, welche ohne Autorität, ohne Recht und Billigkeit

der Welt ihre Persönlichkeit oder ihre Ideen aufdrängen wollten.

Am folgenden Tage herrschte einer der heftigen, tobenden Stürme, wie sie die Tag- und Nachtgleiche mit sich zu bringen pflegt. Man hörte den Wind in verschiedenen Tönen daherrauschen, wie eine Hydra, deren sieben Häupter gleichzeitig erzischen. Er brach sich an der Hütte, welche in Unglück verkündender Weise erbebte. Man vernahm das unsichtbare Element, wie es traurig in den hallenden Gewölben der hochgelegenen Ruinen des Forts, gewaltig in den rauschenden Aesten der Pinien, klagend in dem gepeitschten Rohr der Ebene ertönte und sich heulend in dem Weideland verlor, wie sich allmählich der Schatten in einer Landschaft zertheilt.

Das Meer jagte die Wogen von seinem Busen mit dem Zorn und mit der Wuth, mit der eine Furie ihr Schlangenhaar schüttelt. Die Wolken wurden wie von Danaiden fortwährend angefüllt und jede ergoß ihren Inhalt, der sich in Fluthen über die Aeste stürzte, die da abbrachen, während auf dem Boden tiefe Furchen von dem strömenden Wasser gebildet wurden. Alles zitterte, bebte oder klagte. Die Sonne hatte sich verborgen und die einförmige, düstere Farbe des Tages war die eines Leichentuches.

Obgleich die Hütte durch den Felsen geschützt war, so hatte doch der Sturm in der Nacht einen Theil des

Daches abgedeckt. Um der völligen Zerstörung desselben vorzubeugen, hatte Manuel mit Beihülfe Momo's es mit einigen aus den Ruinen entnommenen Steinen belastet. „Du willst Deinen Herrn nicht mehr beschirmen,“ sagte Manuel; „warte zum wenigsten, bis er stirbt, dann magst du zusammenstürzen.“

Wenn ein anderes Auge als das Gottes hätte auf diese Einöde herabsehen und den Sturm durchdringen können, der sie peitschte, so würde es einen Trupp Männer bemerkt haben, die längs des Meeres gingen und eingehüllt in ihre Mäntel, in gesammelter, schweigender Stimmung, die Körper vornübergebeugt und die Häupter gesenkt, dem Unwetter Troß boten. Ernst und gemessen folgte ihnen ein alter Mann, die Hände über die Brust gekreuzt nach Weise der Orientalen, und ihm voran ging ein Bürschchen, das von Zeit zu Zeit ein Glöcklein erklingen ließ. In Zwischenräumen hörte man troß der tobenden Stöße der Windsbraut die ruhige, wohlklingende Stimme des Alten, welcher sagte: Miserere mei Deus secundum magnam misericordiam tuam. Der Chor der Männer antwortete: Et secundum multitudinem miserationum tuarum dele iniquitatem meam.

Der Regen durchnäßte sie, der Wind peitschte sie, unerschrocken verfolgten sie ihren ernsten, einförmigen Weg.

Diese Gesellschaft bestand aus dem Geistlichen und aus einigen frommen Katholiken, Genossen der Brüder=

schaft des Allerheiligsten Sakramentes, die unter der Anführung Manuels einem sterbenden Christen mit dem letzten Sakrament den letzten Trost des Christen brachten.

Nichts kann so wie das, was wir hier schilderten, jener moralischen Wahrheit Wirklichkeit und Leben verleihen, daß nämlich inmitten des Tobens und der Stürme schlechter Leidenschaften sich zuweilen die ernste und gewichtige, liebliche und feste Stimme der Religion selbst für diejenigen vernehmen läßt, die sie vergaßen und sie verleugnen.

Der Geistliche trat in das Zimmer des Kranken.

Die Knaben, welche herbeigekommen waren, sagten die Verse her, die sie, so wie sie sprechen lernen, zugleich ihrem Gedächtniß mit einprägen:

Es zieht hinaus Herr Jesus Christ.
Da Gott für mich gestorben ist,
Wünsch' ich für ihn zu sterben.
Es singen die Engel,
Alle die Welt anbetet
Dich Gott so barmherzig,
Der auszieht in diesen Stunden.

Die ärmliche Wohnung war durch die Fürsorge der Tante Maria und des Bruders Gabriel anständig hergerichtet worden. Auf einem Tisch befand sich ein Kruzifix mit Kerzen und Blumen; denn Kerzen und Blumenduft sind äußere Huldigungen, die man Gott darbringt. Das Bett war sauber und rein.

Nachdem die Ceremonie beendet war, blieb Niemand bei dem Kranken als der Geistliche, die gute Tante Maria und Bruder Gabriel. Nach einiger Zeit schlug er die Augen auf und sagte:

„Ist sie nicht gekommen?"

„Oheim Pedro," antwortete die Tante Maria, während über ihre runzlichten Wangen zwei Thränen floßen, die sie beim Anblick des Kranken nicht zurückzuhalten vermochte: „Es ist eine lange Strecke von Madrid bis hierher. Sie hat geschrieben, daß sie sich auf den Weg machen wollte und bald werden wir sie ankommen sehen."

Santalo verfiel wieder in seine Lethargie. Nach einer Stunde kam er auf's Neue zu sich, und indem er seine Blicke auf die Tante Maria richtete, sagte er:

„Tante Maria, ich habe zu meinem göttlichen Erlöser, der sich herabließ, zu mir zu kommen, gebetet, daß er mir verzeihe, daß er sie glücklich mache und daß er Ihnen alles vergelten möge, was Sie uns erwiesen haben."

Hierauf ward er ohnmächtig; er kam wieder zu sich, schlug die Augen auf, die der Tod bereits erstarren ließ, und brachte kaum noch verständlich die Wort hervor:

„Sie ist nicht gekommen!"

Nun sank sein Kopf in das Kissen zurück und mit lauter, fester Stimme rief er:

„Barmherzigkeit, Herr!"

„Betet das Credo!“ sagte der Geistliche und nahm die Hände des Sterbenden zwischen die seinigen. Dann näherte er sich seinem Ohr, um ihm einige Worte der Hoffnung, des Glaubens und der Liebe zuzurufen, während seine Sinne sich immermehr umnachteten.

Die Tante Maria und Bruder Gabriel knieten nieder.

Die Katholiken erweisen dem Tode alle die Achtung, die Gott ihm dadurch, daß er sich selbst zum Versöhnungsopfer brachte, beigelegt hat.

Ein Schweigen, eine Ruhe voller Majestät herrschten in dem engen Raume, in den der Tod seinen Einzug hielt.

Draußen tobte der entfesselte Sturm.

Drinnen war Alles Ruhe und Frieden. Denn Gott benimmt dem Tode seinen Schrecken und alles Beängstigende, wenn die Seele mit dem Ruf Barmherzigkeit! und umringt von inbrünstig: Barmherzigkeit, Barmherzigkeit erflehenden Herzen gen Himmel zieht.

Elftes Kapitel.

Die Welt ist ein Inbegriff von Gegensätzen. Diese Bemerkung ist weder sehr neu, noch sehr originell; aber jeder Tag zeigt uns Sonnenaufgang und Sonnenuntergang und jeden Tag gewähren sie uns trotz der Wiederholung ein überraschendes, bewundernswerthes Schauspiel.

So geschah es denn auch, daß, während der arme Fischer seinen demüthigen, mildherzigen Freunden den großartigen, erhabenen Anblick des heiligen Todes eines Christen gewährte, seine Tochter vor dem bis zum Wahnsinn begeisterten Publikum als Primadonna erschien, ohne auch nur einen Tropfen italienischen Blutes in ihren Adern zu haben, und bei Ausübung ihrer Kunst selbst den großen Tenorini verdunkelte. Besaß sie ja das Vermögen, den alten, edlen Stolz der Zeiten Carlos III. zu erneuern, uns für immerdar von der Sucht und von der Wuth nachzuahmen, zu befreien, indem wir unsre reine und unbefleckte Nationalität wiedererlangen; sie konnte sich vor das Denkmal vom 2. Mai, vor die Statuen Felipe IV. und des Cervantes hinstellen und sagen: „Demüthigt Euch, erlauchte Schatten, vor der, die ihr hier seht und die Eure Größe und Euren Ruhm weit übertrifft.“ Es fehlte nicht an Enthusiasten, die bei der Königin den Adel und ein Wappen für Maria erwirken wollten. Nach dem Vorgange der Herzöge von Veragua sollte dies Wappen statt der Inschrift: An Castilla und Leon gab die neue Welt Colon, die folgende führen: Ober- und Nieder-Andalusien verlieh neuen Ruhm Maria. Kurz der Eindruck, den Maria auf das Madrider Publikum gemacht hatte, war von der Art, daß man auf den Bureaux nicht mehr arbeitete, in den Kollegien nicht mehr studirte; selbst die Raucher vergaßen, sich in den

Tabaksläden einzufinden. Die Tabakfabrik erzitterte in ihren Grundfesten, trotzdem dieselben, wie weltbekannt, so tief sind, daß sie bis Amerika reichen.

All dieser Enthusiasmus, den wir vergeblich so, wie er in der That beschaffen war, zu schildern versuchten, zeigte sich eines Abends an den Pforten des Theaters in einer Gruppe von jungen Leuten, die sich bemühten, ihre Begeisterung zwei eben eingetroffenen Fremden mitzutheilen. Diese Kunstverständigen priesen, prüften und analysirten nicht blos die Qualität des Organs, die Biegsamkeit der Kehle und Alles, was den Gesang der Maria so vortrefflich machte, sondern sie unterwarfen auch die körperlichen Eigenschaften derselben einer gründlichen Erörterung. Ein anderer, bis an die Augen in seinen Mantel gehüllter junger Mann stand unbeweglich und schweigend bei dieser Gruppe; als es sich aber von den körperlichen Eigenschaften der Sängerin handelte, stampfte er zornig mit dem Fuß auf den Boden.

„Ich wette hundert Guineen, Vicomte von Fadiése," sagte unser Freund Sir John Burnwood, der keine Erlaubniß erhalten hatte, den Alcazar abzutragen, und deshalb jetzt einen ähnlichen Plan mit dem Escorial vorhatte, „ich wette, daß diese Frau in Frankreich mehr Aufsehn machen wird als Madame Laffarge, in England mehr als Tom Pouce und in Italien mehr als Rossini."

„Ich bezweifle es nicht, Sir John,“ erwiederte der Vicomte.

„Was für arabische Augen!“ setzte der junge Don Celestino Armonia hinzu. „Welche schlanke Taille! Und die Füße! man sieht sie nicht, man vermuthet sie blos. Um das Haar würde sie Magdalena beneiden.“

„Ich verlange mit Ungeduld, dies Wunder zu sehen und zu hören,“ rief der Vicomte begeistert, der, wie sein Name*) andeutete, stets einen halben Ton höher stand, wie alle übrigen Vicomtes. „Rüsten wir die Operngucker und treten wir ein.“

Inzwischen war der verhüllte junge Mann verschwunden.

Maria, im Gewande der Semiramis, war vollständig bereit, auf der Bühne zu erscheinen. Einige Personen standen bei ihr.

Der Verhüllte, der kein anderer wie Pepe Vera war, trat noch zur rechten Zeit ein, näherte sich ihr und flüsterte ihr, ohne daß es sonst Jemand vernehmen konnte, zu:

„Ich verlange, daß Du nicht singst!“ Dann trat er mit der gleichgültigsten Miene von der Welt weiter zurück.

Maria wurde bleich vor Erstaunen und dann roth vor Unwillen.

---

*) Fadièse, gehaltenes F.

„Komm her," sagte sie zu ihrem Mädchen; „Marina, lege die Falten des Kleides hübsch in Ordnung. Man wird anfangen." Und laut, damit es Pepe Vera hören sollte, der sich eben entfernen wollte, fügte sie hinzu: „Mit dem Publikum spielt man nicht."

„Sennora," sagte einer der Theaterbeamten, „dürfen wir den Vorhang aufziehen lassen?"

„Ich bin bereit!" antwortete sie.

Aber kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, so that sie einen heftigen Schrei.

Pepe Vera hatte sich ihr von hinten genähert und mit viehischer Kraft sie am Arm ergreifend die Worte wiederholt:

„Ich verlange, daß Du nicht singst!"

Vom Schmerz ergriffen, war Maria weinend auf einen Stuhl gesunken. Pepe Vera war verschwunden.

„Was hat sie? was ist vorgefallen?" fragten alle Anwesenden.

„Er hat mir ein Leid angethan!" erwiederte Maria und weinte.

„Was ist mit Ihnen, Sennora?" fragte der Direktor, den man von dem Vorfall benachrichtigt hatte.

„Es ist nichts," versetzte Maria. Sie erhob sich und trocknete ihre Thränen. „Es ist vorüber; ich bin bereit. Lassen Sie beginnen."

In diesem Augenblick trat Pepe Vera, bleich wie

eine Leiche und mit glühenden Augen, zwischen den Direktor und Maria.

„Es ist eine Grausamkeit," sagte er mit größter Ruhe, „ein Geschöpf, das sich nicht auf den Füßen zu halten vermag, mit Gewalt auf die Bühne zu bringen."

„Aber wie, Sennora!" rief der Direktor, „sind Sie krank? Sie waren doch noch so eben fröhlich und guter Dinge?"

Maria wollte antworten, schlug die Augen nieder und vermochte nicht die Lippen auseinander zu bringen. Die fürchterlichen Blicke Pepe Vera's hielten sie gebannt, wie die der Schlange den Vogel bannen.

„Weshalb soll denn nicht die Wahrheit gesagt werden?" fuhr Pepe Vera fort, ohne aus seiner Ruhe zu kommen. „Weshalb wollen Sie nicht erklären, daß es Ihnen unmöglich ist, zu singen? Ist das etwa eine Sünde? Sind Sie eine Sklavin, daß man Sie zu etwas zu zwingen vermag, was Sie außer Stande sind zu thun?"

Das Publikum war inzwischen ungeduldig geworden. Der Direktor wußte nicht aus, nicht ein. Die Behörde ließ sich nach der Ursache der Zögerung erkundigen, und während der Direktor den Vorfall berichtete, trat Pepe Vera zu Maria, als wollte er ihr Beistand leisten, und ergriff sie mit der Faust so gewaltig, als beabsichtigte er ihr die Knochen zu zerbrechen. Mit gedämpfter aber fester Stimme sagte er dann zu ihr:

„Zum Henker! Genügt es denn nicht, wenn ich sage, daß ich nicht will?"

Wie sie sich in Mariens Garderobe allein befanden, brach die Wuth der Sängerin aus.

„Du bist ein unverschämter, ruchloser Mensch!" rief sie mit vor Zorn erstickter Stimme. „Welch ein Recht hast Du, mich auf solche Weise zu behandeln?"

„Weil ich Dich liebe!" antwortete Pepe Vera gelassen.

„Verwünscht sei Deine Liebe!" sagte Maria.

Pepe Vera lachte.

„Du sagst das so hin, als wenn Du ohne sie leben könntest," fuhr er dann fort und lachte auf's Neue.

„Geh' fort, geh' fort!" rief Maria, „und komme mir nie wieder vor die Augen!"

„Bis Du mich rufst."

„Ich Dich rufen? Eher rufe ich den Teufel!"

„Das kannst Du thun; auf den bin ich nicht eifersüchtig."

„Fort! den Augenblick mache, daß Du fortkommst! Verlasse mich!"

„Gut," sagte der Stierfechter. „Ich gehe auf der Stelle zur Lucia von Salto."

Maria war auf diese Tänzerin, der Pepe Vera vor seiner Bekanntschaft mit der Sängerin den Hof gemacht hatte, im höchsten Grade eifersüchtig.

„Pepe, Pepe!" schrie Maria. „Erst unverschämt und nun noch treulos, Schurke?"

„Die thut nur das, was ich verlange," sagte Pepe Vera. „Du bist eine zu große Dame für mich. Also ... wenn Du willst, daß wir gute Freunde bleiben, so mußt Du dich schon nach mir richten. Willst Du befehlen und nicht gehorchen, so hast Du ja Deine Herzöge, Deine Gesandten und Deine widerwärtigen, gebrechlichen Excellenzen."

Nach diesen Worten ging er auf die Thür zu.

„Pepe, Pepe!" schrie Maria und zerriß mit bebenden Fingern ihr Taschentuch.

„Rufe den Teufel!" versetzte Pepe Vera ironisch.

„Pepe, Pepe! Merke Dir, was ich jetzt sage. Wenn Du zur Lucia gehst, so gebe ich der Bewerbung des Herzogs nach."

„Das wirst Du nicht wagen!" erwiederte Pepe und trat einige Schritte zurück.

„Ich thue es, um Rache zu nehmen."

Pepe stellte sich mit gekreuzten Armen vor Maria und betrachtete sie festen Blickes.

Maria ertrug diese Blicke, die sie wie Pfeile durchbohrten, ohne aus ihrer Fassung zu kommen.

Solche Liebesverhältnisse scheinen tiegerhafter, nicht menschlicher Natur zu sein, und trotzdem stellt die mo-

derne Literatur dergleichen zwischen vornehmen Herren und eleganten Damen dar!

In diesem kurzen Augenblick erforschten sich diese beiden Naturen gegenseitig und erkannten, daß sie dasselbe Temperament, dieselbe Stärke besaßen. Der Kampf mußte beendet oder aufgeschoben werden. Mit beiderseitiger Uebereinstimmung verzichtete Jedes auf einen Triumph.

„Gut denn, Mariechen!“ sagte Pepe Vera, der in der That der Schuldige war. „Laß uns wieder gute Freunde sein. Ich gehe nicht zur Lucia; damit wir aber eins des andern sicher werden, mußt Du mich diesen Abend bei Dir verbergen. Ich muß den Herzog beobachten, um mich zu überzeugen, daß Du mich nicht täuschest.“

„Das geht nicht!“ versetzte Maria stolz.

„Gut! dann weißt Du, wohin ich von hier aus gehe.“

„Schändlicher!“ entgegnete Maria und ballte vor Wuth die Hände, „Du stellst mich zwischen Thür und Angel.“

Eine Stunde nach diesem Auftritt lehnte Maria in einem Sopha; vor ihr saß der Herzog, ihr zu Füßen Stein, der die Hände seiner Frau in den seinigen hielt und ihren Puls beobachtete.

„Es ist von keiner Bedeutung, Maria!“ sagte Stein. „Es hat nichts auf sich, Herr Herzog. Es war ein vor-

übergehender Nervenreiz. Ruhe, Maria, Ruhe! Du strengst Dich viel zu sehr an. Seit einiger Zeit sind Deine Nerven in außerordentlicher Aufregung. Dein Nervensystem leidet unter den Rollen, in die Du dich hineinlebst. Ich bin nicht im Geringsten besorgt und gehe daher, um bei einem schwer Erkrankten zu wachen. Nimm das beruhigende Mittel, welches ich Dir verschrieb, beim Schlafengehen Orsade, und morgen früh trinkst Du Eselsmilch." Hierauf wandte er sich an den Herzog: „Meine Pflicht ruft mich zu meinem Leidwesen fort von hier, Herr Herzog."

Noch einmal empfahl er seiner Frau Ruhe, und nach einer tiefen Verbeugung vor dem Herzog ging er von dannen.

Der Herzog saß Maria gegenüber und betrachtete sie lange Zeit. Sie schien sehr verdrießlich zu sein.

„Sind Sie müde, Maria?" sagte er mit der Sanftmuth, welche nur die Liebe der menschlichen Stimme einflößt.

„Ich bin sehr matt."

„Wünschen Sie, daß ich mich entferne?"

„Wenn es Ihnen angenehm ist . . ."

„Im Gegentheil, es würde mich sehr unglücklich machen."

„Nun, so bleiben Sie."

„Maria," sagte der Herzog nach einigen Augenblicken

13*

des Schweigens, wobei er ein Papier aus der Tasche nahm, „wenn ich mich nicht mit Ihnen unterhalten kann, singe ich Ihr Lob. Hier sind einige Verse, die ich in der gestrigen Nacht verfaßt habe; denn, Maria, des Nachts träume ich, ohne zu schlafen. Der Schlaf hat meine Augen verlassen, seit der Frieden aus meinem Herzen geflohen ist. Verzeihung, Maria, Verzeihung, wenn diese Worte, welche aus überfließendem Herzen kommen, Ihr unschuldiges Gemüth, das so rein ist, wie Ihre Stimme, beleidigen sollten. Ich habe eben so viel gelitten, wie Sie."

„Sie haben gehört," versetzte Maria gähnend, „daß es bei mir nichts auf sich hat."

„Wünschen Sie, Maria," fragte der Herzog, „daß ich Ihnen die Verse vorlese?"

„Es sei!" antwortete Maria kalt.

Der Herzog las ein hübsches Gedicht.

„Das ist sehr schön," sagte Maria etwas belebter. „Werden Sie es in die Zeitung setzen lassen?"

„Wünschen Sie es?" fragte der Herzog und seufzte.

„Ich glaube, daß die Verse es verdienen," erwiederte Maria.

Der Herzog schwieg und stützte sein Haupt mit der Hand.

Als er es wieder erhob, sah er, wie Maria ihre Augen nach der zur Alkove führenden Glasthür richtete;

doch währte es nur einen flüchtigen Moment. Er sah gleichfalls hin, bemerkte aber nichts.

Der Herzog hatte in seiner Zerstreuung aus dem Papier, welches die Verse enthielt und das Maria nicht für sich verlangte, eine Rolle gemacht.

„Wollen Sie mit dem Sonnet eine Cigarre machen?" fragte Maria.

„Dann wird es wenigstens zu Etwas nütze sein," entgegnete der Herzog.

„Geben Sie es mir, ich werde es aufbewahren," sagte Maria.

Der Herzog steckte in die Rolle einen prachtvollen Brillantring.

„Wie?" rief Maria, „auch den Ring?"

Und sie steckte ihn sich an den Finger, wobei sie das Papier fallen ließ.

Ach, dachte der Herzog, sie hat kein zur Liebe geschaffenes Herz und keine Seele für die Poesie; scheint sie ja nicht einmal lebendiges Blut zu haben. Und trotzdem ist der Himmel in ihrem Lächeln, die Hölle in ihren Augen und Alles, was Himmel und Erde einschließen, in den Klängen ihrer herrlichen Stimme.

Der Herzog stand auf.

„Legen Sie sich nieder, Maria!" sagte er. „Schlafen Sie ruhig unter dem Schirm des glücklichen Frie-

dens Ihrer Seele, ungestört durch den Gedanken, daß Andere wachen und leiden."

Zwölftes Kapitel.

Kaum hatte der Herzog die Thür hinter sich zugemacht, so sprang Pepe Vera aus dem Schlafgemach hervor und lachte übermäßig.

„Willst Du ruhig sein!" sagte Maria, und ließ den ihr vom Herzog geschenkten Ring vor dem Licht strahlen und flimmern.

„Nein," antwortete der Stierfechter, „das Lachen will mich ersticken. Jetzt bin ich nicht eifersüchtig, Maria, oder zum mindesten doch nur so eifersüchtig, wie der Sultan in seinem Serail. Was würde aus Dir werden, wenn Du Niemand anders hättest, als einen Gatten, der Dir Rezepte verschreibt, und einen Courmacher, der Dich besingt? Du mußt Einen haben, der Dich mit Anmuth zu lieben versteht. Jetzt, da der Eine fortgegangen ist, um wachend zu träumen, und der Andere, um im Schlafe zu wachen, wollen wir Beide mit lustigen Leuten, die uns bereits erwarten, zu Abend essen."

„Nein, Pepe, ich fühle mich nicht wohl. Der Schrecken, den ich ausgestanden habe, die kühle Luft

außerhalb des Theaters sind mir nicht gut bekommen; es fiebert mich.“

„Da hört man wieder das Zierpüppchen, die Theaterprinzessin,“ sagte Pepe Vera. „Ein gutes Abendessen wird Dir besser schmecken, als diese lapprige Orsade, und ein Paar Gläser guten Weines werden Dir besser bekommen, als die widerwärtige Eselsmilch. Also komm' mit!“

„Ich gehe nicht. Es weht von Norden über die Guadarrama ein Wind, der zwar kein Licht auslöscht, aber einen Christen tödtet.“

„Nun gut,“ sagte Pepe, „wenn es Dein Wille ist, Dich daheim zu kuriren, meinetwegen. Gute Nacht!“

„Wie?“ rief Maria, „Du gehst zum Abendessen und willst mich verlassen? Ich soll hier krank und allein bleiben, weil es Dir so beliebt?“

„Warum denn nicht?“ entgegnete der Stierfechter; „verlangst Du, daß ich gleichfalls Diät beobachten soll? Nein, mein schwarzbraunes Kind. Man erwartet mich und ich gehe. Du wirst ein großes Vergnügen entbehren.“

Da ermuthigte sich Maria; sie sprang auf, warf einen Stuhl um, eilte aus dem Zimmer, schlug die Thür heftig hinter sich zu und kam nach kurzer Zeit schwarz gekleidet, in einer Mantille, die ihr Gesicht verbarg, und

in ein großes Tuch gehüllt, zurück. Beide gingen nun von dannen.

Tief in der Nacht kam Stein wieder; sein Bedienter überreichte ihm einen Brief, den er auf seinem Zimmer erbrach und las. Sein Inhalt und seine Orthographie waren folgendermaßen beschaffen:

„Herr Dotor!

Klauben Sie nicht, das dieß ein nonymer Brief ist. Ich mache Allens glar. Ich fange damit an, meinen Namen zu nennen; der ist Lucia von Salto. Mir scheint, das dieß ein wohlbekennter Name ist.

Herr Gatte von der Santalo, Sie missen so gut oder so dumm sein, wie Sie sind, das Sie nicht darauf verfalen, das Ihre Frau die Liebste des Pepe Vera ist, der mein Breitigam war, was ich sagen kann, da ich nicht verheirathet bin und Niemanden beliege. Wenn Sie sich wollen den Staar stechen lassen, so missen Sie diese Nacht nach der Strase ... Nr. 13 gehen und da werden Sie verblifft sein wie der heil. Thomas."

„Ist eine solche Niederträchtigkeit möglich?" rief Stein aus und ließ den Brief zu Boden fallen. „Meine arme Maria hat Neider, und ohne Zweifel sind es Weiber vom Theater. Arme Maria! Du bist krank und schläfst vielleicht gerade recht ruhig. Doch wir wollen sehen, ob ihr Schlaf ein ruhiger ist. Gestern war er

es nicht. Sie hatte einen erregten Puls und eine bedeckte Stimme. Es giebt jetzt so viele Lungenkrankheiten in Madrid."

Stein nahm ein Licht und ging nach dem Schlafgemach seiner Frau; er betrat es auf den Fußspitzen, schlug die Gardinen zurück und ... das Bett war leer.

Ein Mensch, so unbescholten und so vertrauensvoll wie Stein, läßt sich nicht so leicht und ohne harten Kampf davon überzeugen, daß er auf eine so nichtswürdige Weise hintergangen wurde.

„Nein," sagte er nach einigen Augenblicken der Ueberlegung, „nein, es ist nicht möglich. Ein unvorhergesehener Vorfall muß sie von hier weggerufen haben."

„Trotzdem," fuhr er nach einer neuen Pause fort, „ist es nöthig, daß mir nichts auf dem Herzen lasten bleibt. Ich muß der Verleumdung entgegentreten, sie nicht bloß mit Verachtung, sondern zugleich mit schlagenden Beweisen vernichten können."

Mit Hülfe der Nachtwächter fand Stein leicht das ihm im Briefe bezeichnete Haus. Es hatte keinen Pförtner, die Thür nach der Straße war nicht verschlossen. Stein ging hinein und stieg nach dem ersten Stock hinauf. Hier wußte er nicht, wohin er sich wenden sollte.

Er schwankte bereits in seinem ersten Entschluß und fing an, sich dessen, was er begonnen, zu schämen.

Spioniren, sagte er sich, ist eine Niederträchtigkeit. Wenn Maria wüßte, was ich vorhabe, es würde sie auf das Schmerzlichste betrüben, und sie hätte recht. Mein Gott! Verdacht schöpfen gegen eine Person, die wir lieben, heißt das nicht, die erste Wolke an dem reinen Himmel der Liebe emporsteigen lassen? Ich spioniren! Dahin hat mich das verächtliche Schreiben eines noch verächtlicheren Frauenzimmers gebracht?

Ich kehre um. Morgen werde ich Maria fragen um das, was ich wissen muß, das ist der richtige, der natürliche, ehrliche Weg. Beruhige dich, mein Herz! reinige meine Gedanken von jedem Verdacht, wie die Sonne vom Himmel die düstern Schatten vertreibt!

Stein seufzte tief auf; es schnürte ihm die Brust zusammen und er trocknete mit seinem Taschentuch die feuchte Stirn. Ach, rief er, der Verdacht, der den Gedanken der Möglichkeit einer Täuschung erzeugt, der sonst in unserer Seele nicht vorhanden war! Ach, der schändliche Verdacht, der Sohn schlechter Neigungen oder noch schlechterer Einflüsterungen, einen Augenblick lang hat er meine Seele geschändet und es dahin gebracht, daß ich nun fort und fort vor Maria erröthen muß.

Da öffnete sich eine nach dem Absatz führende Thür, wo sich Stein befand, und er vernahm Gläserklingen, Gesang und Gelächter. Eine Magd kam mit leeren Flaschen heraus, trat aber zurück, um Stein vorbeizu-

lassen, dessen Aussehen und Kleidung ihr Achtung einflößten.

„Gehen Sie nur hinein," sagte Sie, „Sie kommen etwas spät, denn das Abendessen ist bereits vorüber." Sodann ging sie ihres Weges.

Stein befand sich in einem kleinen Vorgemach. Die nach dem benachbarten Zimmer führende Thür stand offen. Stein näherte sich derselben; kaum hatte er aber hineingeblickt, so blieb er unbeweglich und wie festgebannt stehen.

Während der Herzog ob seiner edlen, erhabenen Seele mit Blindheit geschlagen war, so war Stein Maria gegenüber wegen seines guten, reinen Herzens blind gewesen. Wie groß war daher sein Erstaunen, als er sie ohne Mantille am Tisch auf einem Tabouret sitzen sah und ihr zu Füßen einen niedrigen Sessel erblickte, auf welchem Pepe Vera zur Guitarre sang:

> Eine Frau aus Andalusien
> Hat die Sonn' in ihren Augen,
> Morgenröth' in ihrem Lächeln,
> Das Paradies in ihrer Liebe.

„Bravo, bravo, Pepe!" riefen die Tischgenossen. „Jetzt ist die Reihe an Marienreiz. Marienreiz muß singen! Wir sind zwar keine Leute wie die, welche Ueberröcke und Paletot's tragen, aber wir haben so gut Ohren wie sie; denn was die Ohren anbelangt, da giebt

es keinen Unterschied zwischen Reich und Arm. Wohlan, Mariechen, singen Sie Ihren Landsleuten etwas, was sie verstehen. Die Leute mit Ordensbändern und Kreuzen können ja nur französisch schwatzen."

Maria nahm die Guitarre, welche ihr Pepe Vera knieend überreichte, und sang:

Liebe mir ein kärglich Festmahl
Und den Braten wohlgepfeffert,
Als daß da sitzt mir zur Seite
Höchst geschmacklos Se. Gnaden.

Diesem Liede folgte ein allgemeiner Beifallssturm; die Fenster erzitterten von den Vivats und von den schmeichelhaftesten Lobeserhebungen.

Stein wurde roth wie eine Granate, weniger vor Unwillen, als aus Scham.

„Der Pepe Vera hat doch in Allem Glück!" sagte einer seiner Genossen.

„Er hat mehr Glück, als er verlangt!"

„So wie sie heut ist, vertausche ich sie mit keinem Kaiserreich," meinte der Stierfechter.

„Aber was sagt der Mann dazu?" fragte ein Picador, der mehr Jahre zählte, als alle die Uebrigen in der Gesellschaft.

„Der Gatte?" versetzte der Stierfechter. „Ich kenne Se. Gnaden nur, insoweit ich ihm Gefälligkeiten er-

weise. Pepe Vera läßt sich nur mit braven Stieren ein."

Stein war verschwunden.

Dreizehntes Kapitel.

Am folgenden Tage saß der Herzog in seiner Bibliothek am Schreibtisch. Er hielt in der Hand eine Feder, allein sie bewegte sich nicht, einer Ordonnanz gleich, die den Befehl erwartet, um sich sofort aufzumachen.

Da öffnete sich leise die Thür und der schöne, fast unter schwarzen Locken verborgene Kopf eines sechsjährigen Knaben blickte herein.

„Papa Carlos," sagte er, „bist Du allein? kann ich eintreten?"

„Seit wann, mein Engel," antwortete der Vater, „bedarfst Du einer Erlaubniß, um in mein Zimmer zu treten?"

„Seit Sie mich nicht mehr so lieben, wie früher," meinte der Knabe, und lehnte sich an die Kniee seines Vaters. „Und ich bin doch so artig. Ich lerne bei Don Federico, wie Sie es gewollt haben, und zum Beweise werde ich deutsch mit Ihnen reden."

„Wirklich?" sagte der Herzog und schloß den Sohn in seine Arme.

„Wirklich. Hören Sie: Gott segne meinen guten Vater.

Der Herzog drückte das reizende Wesen an sich, und dieses fuhr fort, indem es seine Händchen auf die Schultern des Vaters legte:

„Und meine liebe Mutter. Jetzt geben Sie mir einen Kuß!" und dabei umhalste es den Vater.

„Aber," sagte der Knabe plötzlich, „fast hätte ich vergessen, daß ich etwas von Don Federico zu bestellen habe."

„Von Don Federico?" fragte der Herzog befremdet.

„Er wünscht Sie zu sprechen."

„Nun, er komme, er komme. Sage es ihm, mein Sohn, denn seine Zeit ist kostbar."

Der Herzog legte das Papier weg, auf welches er einige Zeilen geschrieben hatte, und Stein trat herein.

„Herr Herzog," sagte er, „ich werde Sie sehr überraschen, denn ich komme, Ihnen für die so großen, mir erwiesenen Wohlthaten zu danken, und Ihnen zugleich meine sofortige Abreise anzuzeigen."

„Abreise!" rief der Herzog auf's Höchste überrascht.

„Ja, Sennor, unverzüglich."

„Unverzüglich? Und Maria?"

„Maria geht nicht mit mir."

„Ei, Don Federico, Sie scherzen; das ist unmöglich."

„Es ist nur unmöglich, Herr Herzog, daß ich hier bleibe."

„Der Grund?"

„Fragen Sie nicht darnach; ich kann Ihnen denselben nicht mittheilen."

„Ich wüßte auch nicht einen einzigen ausfindig zu machen," sagte der Herzog, „der eine solche Thorheit zu rechtfertigen vermöchte."

„Er muß allerdings sehr dringend sein," erwiederte Stein, „da er mich nöthigt, zu diesem Aeußersten zu schreiten."

„Aber, Freund Stein, was ist das für ein Grund?"

„Ich muß ihn verschweigen, Sennor."

„Was müssen Sie verschweigen?" fragte der Herzog, dessen Erstaunen immer mehr wuchs.

„Ich halte Schweigen für meine Pflicht," entgegnete Stein, „und diese Pflicht beraubt mich des einzigen Trostes, mein Herz dem edelmüthigen Manne ausschütten zu können, der mir seine mächtige Hand öffnete und sich herabließ, mich seinen Freund zu nennen."

„Und wohin reisen Sie?"

„Nach Amerika."

„Das ist unmöglich, Stein, ich wiederhole es," rief der Herzog und stand in aufgeregter Stimmung auf. „Nichts in der Welt kann Sie verpflichten, Ihre Gat-

tin zu verlassen, sich von Ihren Freunden zu trennen und Ihre Praxis aufzugeben. So würde ja nur ein unüberlegter Mensch handeln. Sind Sie ehrgeizig? Hat man Ihnen in Amerika größere Vortheile verheißen?"

Stein lächelte bitter.

„Vortheile, Herr Herzog! Hat nicht das Glück alle Hoffnungen überflügelt, die Ihr armer Reisegefährte hegen konnte?"

„Sie machen mich ganz verwirrt," sagte der Herzog. „Ist es eine Laune? ist es ein Anfall von Wahnsinn?"

Stein schwieg.

„Jedenfalls," fügte der Herzog hinzu, „ist es undankbar."

Wie Stein dieses grausame und zugleich ergreifende Wort hörte, bedeckte er sein Gesicht mit den Händen und der lange unterdrückte Schmerz brach in lautes Schluchzen aus.

Der Herzog trat auf ihn zu, erfaßte ihn bei der Hand und sagte:

„Es ist keine Unbedachtsamkeit, sein Leid einem Freunde zu klagen, und es kann keine Verpflichtung geben, die einem Menschen den Trost der für sein Wohl besorgten Nebenmenschen zu verwehren im Stande wäre, zumal dann, wenn sich das Leben von der ernstesten

Seite zeigt. Sprechen Sie, Stein! Oeffnen Sie mir Ihr Herz! Sie sind zu aufgeregt, um mit kaltem Blut handeln, Sie sind Ihrer Sinne nicht mächtig, um sich selbst verständig rathen zu können. Setzen wir uns auf diesen Divan. Hören Sie auf meinen Rath in einem Falle, der allerdings sehr erheblich zu sein scheint, sowie ich in gleicher Lage Ihrem Rath Gehör geben würde."

Stein ergab sich; er setzte sich neben dem Herzog nieder und Beide schwiegen eine Zeit lang. Stein schien zu überlegen, in welcher Weise er die Erklärung abgeben sollte, die die Freundschaft des Herzogs verlangte. Endlich erhob er langsam das Haupt.

„Herr Herzog," sagte er, „was würden Sie der Frau Herzogin thun, wenn dieselbe Ihnen einen andern Mann vorzöge, wenn sie Ihnen ungetreu wäre?"

Der Herzog sprang auf und sah stolz und ernst auf Stein herab.

„Herr Doktor, diese Frage . . ."

„Antworten Sie mir, antworten Sie mir!" sagte Stein und faltete die Hände wie Einer, der sich in der größten Angst befindet.

„Bei Gott!" rief der Herzog, „Beide würden von meiner Hand sterben!"

Stein senkte das Haupt.

„Ich werde sie nicht tödten," sagte er, „aber mich selbst werde ich sterben lassen."

Jetzt begann der Herzog die Wahrheit zu ahnen und unwillkürlich erbebten seine Glieder.

„Maria?" rief er endlich.

„Maria!" antwortete Stein, ohne sein Antlitz zu erheben, als drückte die Schande seines Weibes wie eine Last auf ihn.

„Und haben Sie sie betroffen?" fragte der Herzog, der diese Worte kaum hervorzubringen vermochte, mit von Unwillen erstickter Stimme.

„Bei einer echten Orgie," antwortete Stein, „die ebenso ausgelassen wie roh war, bei der Weindunst und Tabak als Wohlgerüche dienten und bei der Pepe Vera, der Stierfechter, sich rühmte, ihr Liebhaber zu sein. Ach Maria, Maria!" Bei diesen Worten bedeckte Stein das Gesicht mit den Händen.

Der Herzog besaß, wie alle ruhigen Menschen, eine große Selbstbeherrschung, ging einige Male im Zimmer auf und nieder, stellte sich dann vor seinen armen Freund und sagte:

„Reisen Sie, Stein!"

Stein erhob sich, nahm die Hände des Herzogs zwischen die seinigen, wollte reden und vermochte es nicht.

Der Herzog öffnete ihm seine Arme.

„Muthig, Stein," sagte er, „und auf Wiedersehen!"

„Leben Sie wohl . . . und für immer!" murmelte Stein und stürzte zum Zimmer hinaus.

Als der Herzog sich allein sah, ging er eine lange Zeit auf und ab. Sowie die Aufregung nachließ, die die fürchterliche, ihm von Stein mitgetheilte Nachricht hervorgerufen hatte, zeigte sich auf seinen Lippen ein Lächeln der Verachtung. Der Herzog gehörte nicht zu jenen grobsinnlichen, lasterhaften und gemeinen Menschen, die durch die Ausschweifungen einer Frau erst recht aufgestachelt werden. In einem so erhabenen, edlen Tempel konnten Liebe und Verachtung nicht eine gemeinsame Stätte finden.

Die Verachtung erstickte daher in seinem Herzen jede Neigung, wie durch den Schnee die Flamme des auf dem Altar dargebrachten Brandopfers ausgelöscht wird. Für ihn war das Weib nicht mehr vorhanden, das er besungen, das ihn in seinen Träumen verlockt hatte.

„Und ich," sagte er, „der ich sie anbetete, wie man ein Ideal anbetet, der ich sie ehrte, wie man die Tugend ehrt, der ich sie achtete, wie man die Gattin eines Freundes achten muß! . . . Und ich, der ich, ganz in Erstaunen über sie, mich selbst vergaß, mich von meiner edlen Gattin entfernte, die meine erste, meine einzige Liebe war! . . . die keusche, die reine Mutter meiner Kinder! meine Leonor, die das Alles schweigend ertrug und sich nicht beklagte!"

Dem plötzlichen und gewaltigen Eindruck seiner letzten Erwägungen nachgebend, eilte der Herzog nach den

Gemächern seiner Gattin. Durch eine geheime Thür gelangte er in dieselben. Wie er sich dem Zimmer näherte, in welchem sich die Herzogin den Tag über aufzuhalten pflegte, hörte er seinen Namen nennen. Er blieb daher stehen.

„Weshalb macht sich der Herzog unsichtbar?" sagte eine süßsaure Stimme. „Seit vierzehn Tage bin ich in Madrid angekommen, und mein geliebter Neffe hat sich weder herabgelassen, mich zu besuchen, noch habe ich ihn sonst irgendwo gesehen."

„Tante," versetzte die Herzogin, „es ist möglich, daß er Ihre Ankunft noch gar nicht erfahren hat."

„Nicht erfahren, daß die Markise von Gutibamba in Madrid angekommen ist? Nichte, das ist unmöglich. Er wäre ja die einzige Person in der Residenz, die nicht davon benachrichtigt worden wäre. Uebrigens scheint es mir, daß Du Zeit genug gehabt hättest, es ihm zu sagen."

„Allerdings, Tante. Es ist meine Schuld, daß ich es vergessen habe."

„Aber es giebt noch mehr Ursache, ihn zu schelten," fuhr die süßsaure Stimme fort. „Wie kann er nach meiner oder nach der Gesellschaft von Personen seines Ranges verlangen, da alle Welt sagt, daß er nur noch mit Schauspielerinnen verkehrt?"

„Das ist falsch!" entgegnete die Herzogin frostig.

„Entweder bist Du blind,“ sagte die Markise gereizt, „oder Du bist damit einverstanden.“

„Das, womit ich nie einverstanden sein werde,“ versetzte die Herzogin, „ist, daß die Verleumdung es wagt, meinen Gatten hier in seinem eigenen Hause und in Gegenwart seiner Frau anzugreifen.“

„Du würdest besser thun,“ fuhr die Stimme fort, indem sie viel von ihrer Süße verlor und immer säuerlicher wurde, „Deinen Gatten zu hindern, daß er nicht durch seine Aufführung in's Gerede kommt, als daß Du ihn noch vertheidigst und Deine Freunde durch so harte und abstoßende Redensarten, die Du ohne Zweifel Deinem Beichtvater verdanken magst, aus Deinem Hause entfernst.“

„Tante,“ erwiederte die Herzogin, „gehen Sie lieber mit Ihrem Beichtvater zu Rath, welcher Sprache Sie sich gegen eine verheirathete Frau, die zudem Ihre Nichte ist, bedienen sollen.“

„Gut,“ sagte die Gutibamba, „Dein ernster, verschlossener Charakter beraubt Dich des Herzens Deines Gatten und wird endlich alle Deine Freunde von Dir abwendig machen.“

Hierauf begab sich die Markise, äußerst befriedigt von ihrer Rede, fort.

Leonor blieb auf ihrem Sopha sitzen, senkte ihr Haupt und befeuchtete ihr schönes, blasses Antlitz mit

den Thränen, die sie lange Zeit hindurch zurückgehalten hatte.

Plötzlich schrie sie laut auf. Sie befand sich in den Armen ihres Mannes. Noch weinte sie, aber es waren nicht mehr Thränen des Schmerzes. Leonor wußte, daß dieser stets offenherzige, redliche Mann bei seiner Rückkehr zu ihr, ihr ein Herz und eine aufrichtige Liebe entgegenbrachte, die ihr Niemand streitig machen könnte.

„Meine Leonor! Willst Du, kannst Du mir vergeben?“ sagte er, indem er vor seiner Gattin auf die Kniee sank.

Sie schloß mit ihren zierlichen Händen die Lippen ihres Gatten.

„Willst Du durch die Erinnerung an die Vergangenheit die Gegenwart verlieren?“ sagte sie.

„Ich wünsche,“ entgegnete der Herzog, „daß Du meine Fehler, die die Welt mit übergroßer Strenge verurtheilte, meine Rechtfertigung und meine Reue erfährst.“

Da unterbrach ihn die Herzogin und sagte: „Schließen wir einen Vertrag mit einander. Sprich Du mir nie von Deinen Fehlern und ich werde Dir nie von meinen Leiden erzählen.“

In diesem Augenblick kam Angel hereingelaufen. Der Herzog und die Herzogin trennten sich gleichzeitig rasch von einander, denn in Spanien, wo die Sprache sonst sehr frei ist, beobachtet man in Gegenwart von Kindern

und jungen Leuten in den Handlungen den größten Rückhalt.

„Mama weint? Mama weint?" rief das Kind, wurde roth und es begannen sich seine Augen mit Thränen zu füllen. „Haben Sie sie gescholten, Papa Carlos?"

„Nein, mein Sohn," antwortete die Herzogin. „Ich weine vor Freude."

„Und weshalb?" fragte das Kind, auf dessen Antlitz sogleich das Lächeln den Thränen folgte.

„Weil," versetzte der Herzog, indem er das Kind in seine Arme nahm und sich seiner Frau näherte, „weil wir morgen bestimmt nach meinen Besitzungen in Andalusien reisen, die Deine Mutter zu sehen wünscht und dort werden wir glücklich sein wie die Engel im Himmel."

Das Kind jauchzte vor Freude auf, schlang den einen Arm um den Hals des Vaters, den andern um den der Mutter und bedeckte das Gesicht beider mit Küssen.

Da öffnete sich die Thür und hereintrat der Markis von Elda.

„Papa Markis," rief sein Enkel, „morgen reisen wir Alle ab."

„Wirklich?" fragte der Markis seine Tochter.

„Ja, Vater," antwortete die Herzogin, „und nur Eines fehlt zu meinem Glück, nämlich daß Sie uns begleiten."

„Vater," sagte der Herzog, „können Sie Ihrer Tochter etwas abschlagen, die eine Heilige sein würde, wenn sie nicht ein Engel wäre?"

Der Markis betrachtete seine Tochter, auf deren Antlitz unermeßliche Freude strahlte, dann den Herzog, dem man es ansah, daß er seelensvergnügt war. Dann sänftigte ein stilles Lächeln die natürliche Strenge seines Gesichts und indem er an seinen Schwiegersohn herantrat, sagte er:

„Schlag' ein und rechne auf mich!"

Vierzehntes Kapitel.

Maria war bereits unwohl gewesen, bevor sie zu dem Abendschmause ging; nach demselben war es schlimmer mit ihr geworden und am folgenden Morgen fieberte sie.

„Marina," sagte sie zu ihrer Dienerin nach einem kurzen und unruhigen Schlummer, „rufe meinen Mann: ich bin krank."

„Der Herr ist noch nicht zurückgekommen," antwortete Marina.

„Er wird noch bei einem Kranken wachen," meinte Maria. „Um so besser. Er würde mir wer weiß wie viel verschreiben und ich verabscheue die Medizin."

„Sie sind sehr heiser!“ sagte Marina.

„Sehr,“ versetzte Maria, „und ich muß mich pflegen. Ich bleibe heut im Bett und werde zu schwitzen einnehmen. Wenn der Herzog kommt, so sagst Du, daß ich schlafe. Ich will Niemanden sehen. Der Kopf ist mir wüst “

„Und wenn Jemand durch die Hinterthür kommt?“

„Ist es Pepe Vera, so laß ihn herein; ich habe ihm etwas zu sagen. Mache die Jalousieen zu und gehe.“

Die Dienerin ging fort, kehrte aber gleich wieder um und schlug sich mit der Hand vor die Stirn.

„Hier,“ sagte sie, „ist ein Brief, den der Herr dem Nikolas gegeben hat, damit er ihn Ihnen zukommen lassen soll.“

„Mache, daß Du fortkommst mit Deinem Briefe,“ sagte Maria. „Hier kann ich nichts sehen und zudem will ich schlafen. Was wird er mir zu sagen haben? Er wird mir den Ort anzeigen, wohin die Pflicht ihn ruft. Was geht mich das an? — Lege den Brief auf die Kommode und fort mit Dir.“

Nach einigen Minuten kam Marina wieder.

„Bist Du schon wieder da?“ rief die Herrin.

„Der Sennor Pepe Vera wünscht Sie zu sprechen.“

„Er soll hereinkommen!“ sagte Maria, indem sie sich rasch umdrehte.

Pepe Vera trat ein, öffnete die Jalousieen, damit es

hell würde, setzte sich auf einen Stuhl, ohne die Cigarre ausgehen zu lassen, und betrachtete Maria. Ihre Wangen glühten, ihre Augen waren geschwollen; man sah es ihr an, daß sie ernstlich krank war.

„Du siehst gut aus!" sagte er. „Was meint Pontius Pilatus?"

„Er ist nicht zu Hause!" antwortete Maria, die immer heiserer wurde.

„Um so besser und wollte Gott, er wanderte wie der ewige Jude bis zum jüngsten Tage umher. — Ich komme so eben von den Stieren, die für den heutigen Nachmittag bestimmt sind. Die Bestien werden uns was zu schaffen machen! Es ist ein schwarzer Kerl darunter, den sie Mitternacht heißen und der bereits im Zwinger einen Menschen getödtet hat.

„Willst Du mir Angst einjagen und mich noch kränker machen, als ich bereits bin?" sagte Maria. „Schließe die Jalousieen, ich kann die Helle nicht ertragen."

„Narrheit!" versetzte Pepe Vera, „nichts wie Ziererei! Der Herzog ist ja nicht da; der freilich würde befürchten, daß Dir das Licht schaden könnte. Auch Dein Mann, der die Gesunden umbringt, ist nicht zugegen; der würde freilich glauben, daß ein Luftzug Dir tödtlich sein könnte. Hier riecht es nach Patschouli, Zibeth, Bisam, kurz wie in einem Parfümerieladen. Dieser Jur

ist es, der Dich krank macht. Die frische Luft reinigt das Zimmer und wird Dir gut thun. Sage mir, Schätzchen, wirst Du heut Nachmittag beim Stiergefecht zugegen sein?"

„Bin ich etwa im Stande, dahin zu gehen?" erwiederte Maria. „Schließe das Fenster, Pepe. Ich kann diesen kalten Luftzug nicht ertragen."

„Und ich kann Dein albernes Gepinsel nicht ertragen," sagte Pepe. „Bei Dir heißt's: ein wenig unwohl und viel gejammert. Bei Gott! man sollte glauben, Dein letztes Stündlein hätte geschlagen! Du zimperliches Ding Du, ich gehe, um Dir den Sarg zu bestellen und dann werde ich Mitternacht umbringen, zu Ehren der Lucia von Salto, die, Gott sei Dank, nicht so jämmerlich thut."

„Verschone mich mit diesem Frauenzimmer!" rief Maria und richtete sich wüthend in die Höhe. „Heißt es nicht, daß sie mit einem Engländer auf und davongegangen ist?"

„Ach, die wird nach einem Lande gehen, wo man die Sonne nur hinter Gardinen erblickt und wo die Leute stehend schlafen?" sagte der Stierfechter.

„Pepe, Du bist nicht im Stande, das zu thun, was Du sagst. Es wäre eine Niederträchtigkeit."

Da stellte sich Pepe Vera mit gekreuzten Armen vor Maria hin und sagte: „Es wäre eine Niederträchtigkeit,

wenn Du, während ich mein Leben auf's Spiel setze, anstatt mich durch Deine Gegenwart zu ermuthigen, daheim bleiben wolltest, um unter dem Vorwande, daß Du den Schnupfen hast, unbehindert den Herzog bei Dir sehen zu können."

„Du weißt von nichts anderm zu reden," entgegnete Maria. „Hast Du denn daran noch nicht genug, daß Du dich, in meinem Zimmer verborgen, mit Deinen eigenen Augen überzeugen konntest, wie es mit dem Herzog und mir nichts ist? Du weißt, daß ihm nur meine Stimme, nicht meine Person gefällt. Was mich anbelangt, so weißt Du . ."

„Ich weiß nur," fiel Pepe Vera ein, „daß Du dich vor mir fürchtest, und da thust Du recht daran, bei meinem Leben! Aber Gott weiß, was sich ereignen kann, wenn Du allein bleibst und sicher bist, daß Dich Niemand überraschen wird. Ich traue keinem Weibe, selbst meiner Mutter nicht."

„Ich Dich fürchten?" entgegnete Maria. „Ich?"

Aber Pepe Vera ließ sie nicht ausreden, sondern fuhr fort:

„Hältst Du mich für so blind, daß ich nicht sehen sollte, was da vorgeht? Weiß ich nicht, daß Du schön mit ihm thust, weil Du dir in den Schädel gesetzt hast, daß Dein Schaaf von Mann die ehrenvolle Stelle eines

Chirurgen der Königin erhalten soll, wie ich aus bester Quelle erfahren habe?"

„Man lügt!" schrie Maria mit aller ihrer Heiserkeit.

„Maria, Maria! Pepe Vera ist nicht der Mann, dem man einen Kater statt eines Hasen verkauft. Du mußt wissen, daß ich die Kniffe der braven wie der tückischen Stiere sehr wohl kenne."

Maria weinte.

„Wenn alle Stricke reißen," sagte Pepe, „so ist dies das Refugium peccatorum der Weiber. Du baust auf das Sprüchwort: Weine, Weib, und Du wirst siegen. Nein, mein schwarzbraunes Liebchen! es giebt ein anderes, welches sagt: Dem Hinken der Hunde und den Thränen der Weiber darf man nicht glauben. Spare Deine Thränen für's Theater auf; hier spielen wir keine Komödie. Bedenke, was Du thust: spielst Du ein falsches Spiel, so gefährdest Du ein Menschenleben. Meine Liebe besteht nicht in Rezepten und in Geschenken. Ich lasse mich nicht mit schönen Redensarten abspeisen, ich verlange Thaten. Kurz und gut, es wird Dich gereuen, wenn Du nicht heut Nachmittag zum Stiergefecht kommst."

Nach diesen Worten verließ Pepe Vera das Zimmer.

Zwei gewichtige Gefühle kämpften damals in ihm und es bedurfte eines eisernen Charakters, um sie, wie er es that, unter der größten Gelassenheit, unter dem

Anschein äußerster Gleichgültigkeit und unter der heitersten Miene zu verbergen. Er hatte die Stiere geprüft, die heute Nachmittag kämpfen sollten; niemals hatte er wildere Bestien gesehen. Namentlich in Bezug auf eine derselben erfüllte ihn eine böse Ahnung, ein sehr gefährliches Zeichen, das man aber bei Leuten seiner Profession häufig anzutreffen pflegt, indem sie sich für sicher erachten, wenn sie von einer solchen Bestie sich entledigen können.

Außerdem war er eifersüchtig; er eifersüchtig, der nur zu siegen und Beifall zu erringen wußte. Aber er war es geworden, trotzdem diejenigen, welche dazu Anlaß gaben, nur ihren Scherz mit ihm getrieben hatten. Jetzt sollte nun in wenigen Stunden Leben oder Tod, Liebe oder Verrath über ihn entscheiden; so glaubte er zum mindesten.

Als Pepe Vera Mariens Schlafgemach verlassen hatte, zerriß sie den Spitzenbesatz der Betttücher, zankte heftig mit Marina und weinte; dann kleidete sie sich an, ließ sich eine von ihren Theatergenossinnen als Begleiterin kommen und ging nach dem Stiergefecht.

Ob ihres Fiebers und vor Aufregung zitternd, setzte sich Maria auf den Platz, welchen ihr Pepe Vera offen gehalten hatte.

Der Lärm, die Hitze und die Verwirrung vermehrten ihr Unwohlsein. Ihre sonst so bleichen Wangen waren hochgeröthet; Fiebergluth flammte in ihren schwar-

zen Augen. Die Wuth, der Unwille, die Eifersucht, der gekränkte Stolz, die Angst, der Schrecken, der körperliche Schmerz, vergeblich mühten sie sich, aus diesem wie das Grab verschlossenen Munde eine Klage zu erpressen.

Pepe Vera sah sie. Auf seinem Antlitz zeigte sich ein Lächeln, welches auf Maria nicht den geringsten Eindruck machte; es glitt ab von ihrer eisigen Stirn, unter welcher ihre verletzte Eitelkeit den Schwur der Rache that.

Der Stierfechter war in der bereits früher geschilderten Weise gekleidet, nur war der Anzug hellgrün und mit Gold gestickt.

Schon war der Kampf mit einem der Stiere vorüber, den ein anderer von den ersten Espada's getödtet hatte. Der Stier war „gut" gewesen, aber nicht so brav, wie es die Sachverständigen vermuthet hatten.

Die Trompete ertönte; aufschrie die Menge. Der Zwinger öffnete seine weite düstere Pforte und ein schwarzer Stier sprang auf den Kampfplatz.

„Das ist Mitternacht!" schrie die Menge. Mitternacht erschien Allen sogleich als der König des Schauspiels.

Mitternacht kam aber nicht, wie die übrigen es zu thun pflegen, dahergestürmt, als wollte er seine Freiheit, sein Weideland wiedererlangen; Mitternacht schnaubte vor Allem nach Rache; er wollte zu erkennen geben, daß

er kein Spielwerk für verächtliche Feinde wäre; er wollte den Zuchtmeister abgeben. Wie er das übliche Geschrei vernahm, blieb er stehen.

Es steht fest, daß der Stier ein dummes Thier ist. Wie dem aber immer sein mag, entweder besitzt die Wuth das Vermögen, selbst die plumpste Einsicht zu schärfen, oder die Leidenschaft ist im Stande, den rohsten Instinkt in Schlauheit umzuwandeln; denn es giebt Stiere, die die pfiffigsten Schliche und Kniffe des Stierkampfes voraussehen und zu nichte zu machen wissen.

Die ersten, welche die Aufmerksamkeit des furchtbaren Thieres erregten, waren die Picadore. Es griff den ersten an und schleuderte ihn zu Boden; dasselbe machte es, ohne sich lange aufzuhalten, mit dem zweiten, ohne daß die Bestie sich von der Lanze zurückschrecken ließ, durch die ihr nur eine leichte Verwundung beigebracht wurde. Den dritten Picador traf dasselbe Loos wie die übrigen.

Nun stellte sich der Stier, die Hörner, die Stirn mit Blut gefärbt, mitten auf den Platz und wandte das Haupt dem dröhnenden Geschrei zu, welches über solche Bravheit ausbrach.

Die Knechte schleppten die Picadore nach der Umzäunung. Einer hatte das Bein gebrochen; man trug ihn nach dem Krankenzimmer. Die beiden andern holten frische Pferde herbei. An die Stelle des Verletzten

erschien ein neuer Picador. Während die Fußkämpfer mit den Mänteln die Aufmerksamkeit des Thieres auf sich lenkten, nahmen die drei Picadore, die Lanzen am Bügel, wieder ihre Plätze ein.

In zwei Minuten, nachdem ihrer der Stier ansichtig geworden war, lagen alle drei am Boden. Der eine, dem der Kopf heftig blutete, wurde ohnmächtig. Der Stier machte sich wüthend über das Pferd her, dessen zerfleischter Körper dem unglücklichen Reiter als Schutzwehr diente.

Jetzt trat ein Moment des furchtbarsten Schreckens ein.

Vergebens bemühten sich die Fußkämpfer mit Lebensgefahr, die Aufmerksamkeit der Bestie nach einer andern Richtung zu lenken; sie schien immer blutgieriger zu werden und sich an ihrem Schlachtopfer nicht ersättigen zu können. In diesem grausigen Augenblick lief einer der Fußkämpfer herbei und warf seinen Mantel dem Stier über den Kopf, um ihn zu blenden. Für kurze Zeit gelang ihm das auch; allein der Stier schüttelte den Kopf, entledigte sich des Hindernisses, sah seinen Angreifer fliehen, eilte ihm nach, warf ihn zu Boden und stürzte in seiner blinden Wuth über ihn weg. Wie er sich umwandte, da er sich seine Beute nicht entgehen lassen wollte, war der behende Kämpfer bereits auf-, und unter freudigstem Beifallsruf der Menge über die Bar-

riere hinweggesprungen. Alles dies war mit Blitzesschnelligkeit vor sich gegangen.

Der heldenmüthige Beistand, den die Stierfechter einander in den gefährlichsten Lagen erweisen, gewährt einzig und allein bei diesen grausamen, unmenschlichen und unmoralischen Festen, die ein Anachronismus in unserm erleuchteten Jahrhundert sind, ein schönes, edles Schauspiel. Wir wissen recht gut, daß die echten Spanier und die Fremden, die, wie z. B. der Vicomte Fadiése, jenen immer um einen halben Ton voraus sind, unsere Ansicht durch ihr Anathema zu Boden schlagen. Deshalb hüten wir uns auch, das, was wir meinen, Andern aufdrängen zu wollen, und bescheiden uns bei uns selbst. Wir lassen uns auf keinen weitern Streit ein, denn schon der heil. Paulus sagt: Streitet nicht mit Worten, denn das Streiten führt zu nichts, und ebenso behauptet Mr. Joubert: daß die Mühe des Streitens bei weitem größer ist als sein Nutzen.

Der Stier hatte sich des Kampfplatzes bemächtigt und stand als alleiniger Herrscher auf demselben da. Schrecken erfüllte die Gemüther der Zuschauer. Es wurden verschiedene Meinungen laut: Einige verlangten, man sollte das Thier mit Schlingen fesseln, damit weiteres Unglück verhindert und dasselbe erhalten würde, um eine ebenso tapfere Nachkommenschaft zu erzeugen. Manchmal wird allerdings zu diesem Mittel geschritten; allein

in der Regel überleben dergleichen begnadigte Stiere eine Entzündung des Blutes nicht, welche eine Folge des Kampfes ist. Andere wollten, daß man ihm die Kniekehlen zerschnitte, um ihn alsdann ohne Gefahr tödten zu können. Zum Unglück schrie aber die größere Menge, daß das eine Schande wäre und daß ein so braver Stier nach allen Regeln der Kunst sterben müßte.

Der Präsident wußte nicht, welche Partei er ergreifen sollte. Es ist überhaupt keineswegs so leicht, ein Stiergefecht zu leiten und die bei demselben erforderlichen Befehle zu ertheilen. Viel leichter ist es, einer Kammer zu präsidiren. Was in diesen vorzukommen pflegt, geschah auch hier. Es obsiegten diejenigen, welche am Besten schreien konnten, und es wurde entschieden, daß das gewaltige, furchtbare Thier nach den Regeln der Kunst sterben und daß man ihm alle Mittel zu seiner Vertheidigung belassen sollte.

Da trat Pepe Vera zum Kampf gerüstet hervor. So wie er die Behörde begrüßt hatte, stellte er sich vor Maria hin und weihte ihr den Stier.

Er sah blaß aus, Maria dagegen war flammend roth und die Augen traten aus ihren Kreisen hervor. Sie athmete aus wogender Brust; zu Zeiten überfiel sie ein erstickender, heiserer Husten. Sie beugte den Körper vor, stützte sich auf das Geländer und klammerte sich mit den Nägeln fest an dasselbe. Maria liebte den jun-

gen, schönen Menschen, der so heiter dem Tode entgegenging. Ihr gewährte eine Liebe Behagen, durch die sie unterjocht wurde, die sie zittern machte und ihr Thränen entriß; sie bedurfte einer solchen ungestümen, tyrannischen Liebe mit ihrem Wechsel der wildesten Leidenschaften, wie manche besonders organisirte Menschen statt feiner Weine und Liköre die stärksten Spirituosa bedürfen.

Alles verharrte im tiefsten Schweigen. Wie wenn sich eine fürchterliche Ahnung aller Zuschauer bemächtigt hätte, schwand der Glanz des Festes, wie die Wolke die Sonne verdunkelt.

Viele standen auf und verließen den Schauplatz.

Der Stier stand inzwischen mitten in der Arena mit der Ruhe eines Helden, der mit gekreuzten Armen und stolzer Stirn unerschrocken seine Gegner herausfordert.

Pepe Vera suchte sich die passende Stelle aus, ohne aus seiner Ruhe zu kommen, und rief den Fußkämpfern, mit dem Finger auf die Stelle weisend, zu: „Hier!"

Die Fußgänger stoben auseinander wie Leuchtkugeln aus einer Rakete. Das Thier begann augenblicklich ihre Verfolgung. Die Fußkämpfer verschwanden. Der Stier stand dem Matador gerade gegenüber.

Diese fürchterliche Lage dauerte lange. Plötzlich rannte der Stier los und zwar mit einer so reißenden Schnelligkeit, daß Pepe Vera nicht im Stande war, die erforderlichen Vorbereitungen zu treffen. Er konnte nur zu-

rückweichen, um so dem ersten Anlauf seines Gegners zu entgehen. Aber dies Thier folgte nicht, wie es sonst gewöhnlich der Fall ist, dem Stoß, den es sich durch seinen wüthenden Anlauf giebt; es drehte sich plötzlich um, stürzte wie ein Blitz auf den Matador und quetschte ihn sich zwischen die Hörner; dann schüttelte es ingrimmig den Kopf und schleuderte Pepe Vera, daß er vier Schritte davon wie eine leblose Masse zu Boden fiel.

Da thaten Tausende von menschlichen Stimmen einen Schrei, wie ihn sich nur die Phantasie eines Dante hätte vorstellen können; einen Schrei, der einem durch die Nieren ging, so tief, so furchtbar, so anhaltend war er.

Die Picadore stürzten sich mit ihren Pferden und Lanzen auf den Stier, um zu verhindern, daß er sein Schlachtopfer noch einmal aufnahm.

Ebenso umgaben ihn die Fußkämpfer wie ein Vogelschwarm.

Die Halbmonde! die Halbmonde! schrieen Alle. Der Alcalde wiederholte den Ruf.

Man brachte diese fürchterlichen Waffen herbei, und bald waren die Kniekehlen des Stiers durchschnitten; Schmerz und Wuth ließen ihn das fürchterlichste Gebrüll ausstoßen. Endlich stürzte er todt nieder, getroffen von einem Dolchstoß in's Genick, den ihm der mißachtete Stiertödter beibrachte.

Die Fußkämpfer richteten Pepe Vera auf.

Er ist todt! so rief die glänzende Gruppe, welche den unglücklichen Jüngling umgab, einstimmig, und dieser Ruf verbreitete sich von Mund zu Mund bis zu den äußersten Reihen, indem er wie ein Leichenbanner über den Platz dahin wallte.

. . . .

Es waren vierzehn Tage nach diesem verhängnißvollen Stiergefecht verflossen.

In einem Schlafgemach, welches noch einige anständige Meubles enthielt, während Alles, was auf Luxus deutete, aus demselben verschwunden war, und in einem eleganten Bett, dessen Gardinen schmutzig waren, lag eine junge, blasse, abgemagerte Frau. Sie war allein.

Aus einem langen, tiefen Schlaf schien sie zu erwachen. Sie richtete sich im Bett auf und betrachtete das Zimmer mit erstaunten Blicken. Sie fuhr mit der Hand nach der Stirn, als wollte sie ihre Gedanken festhalten, und rief mit schwacher, heiserer Stimme: „Marina!" Da trat nicht Marina, sondern eine andere Frau herein, in der Hand ein Getränk, das sie eben bereitet hatte.

Die Kranke sah sie an.

„Ich kenne dieses Gesicht!" sagte sie überrascht.

„Das ist möglich, Schwester," versetzte die Eingetretene mit großer Sanftmuth. „Wir gehen in die Häuser der Armen wie in die der Reichen."

„Aber wo ist Marina? wo ist sie?" fragte die Kranke.

„Sie ist mit dem Bedienten entflohen und Beide haben Alles, was sie zusammenraffen konnten, mitgenommen.“

„Und mein Mann?“

„Hat sich entfernt, ohne daß man weiß, wohin.“

„Herr Jesus!“ rief die Kranke und stützte ihre Stirn mit den Händen.

„Und der Herzog?“ fragte sie, nachdem sie einige Augenblicke geschwiegen. „Sie müssen ihn kennen, denn in seinem Hause glaube ich Sie gesehen zu haben.“

„Im Hause des Herzogs von Almansa? Richtig; jene Sennora beauftragte mich mit der Vertheilung einiger Almosen. Sie ist mit ihrem Gemahl und mit ihrer ganzen Familie nach Andalusien gereist.“

„Also bin ich allein und verlassen!“ rief da die Kranke aus, deren Erinnerungen allmählich wiederkehrten, wobei, wie dies beim Erwachen aus einer Lethargie vorzukommen pflegt, die entfernteren zuerst wieder aufleben.

„Und wie? Bin ich denn Niemand?“ sagte die gute, barmherzige Schwester, indem sie Maria umarmte. „Hätte man mich früher benachrichtigt, würden Sie sich nicht in dem jetzigen Zustand befinden.“

Plötzlich brach aus der schmerzhaften Brust der Kranken ein heiserer Schrei hervor: „Pepe! ... der Stier! ... Pepe! ... todt! ... Ach!“

Und ohnmächtig sank sie in's Kissen zurück.

Fünfzehntes Kapitel.

Sechs Monate nach den im letzten Kapitel erzählten Vorgängen befand sich die Gräfin von Algar in ihrem Zimmer. Die Mutter war bei ihr. Sie war beschäftigt, einen Strohhut mit Bändern zu zieren und ihn ihrem Sohn aufzupassen.

Da trat der General Santa Maria ein.

„Sehen Sie, Oheim,“ sagte sie, „wie schön dieser Strohhut meinem Engel steht!“

„Du thust gar zu schön mit ihm!“ versetzte der General.

„Das hat nichts zu sagen,“ meinte die Markise. „Wir thun Alle schön mit unsern Kindern und es werden trotzdem brauchbare Menschen. Hat Deine Mutter Dich nicht auch geliebkost, und bist Du dadurch behindert worden, das zu werden, was Du bist?“

„Mama, gieb mir einen Zwieback!“ stammelte der Kleine.

„Wie kannst Du Deine Mutter duzen, kleiner Kerl?“ sagte der General. „Das paßt sich nicht. Man muß sagen: Mutter, wollen Sie die Güte haben und mir einen Zwieback geben?“

Der Knabe fing an zu weinen, wie er die rauhe

Stimme seines Oheims hörte. Die Mutter steckte ihm heimlich, so daß es der General nicht bemerkte, einen Zwieback zu.

„Er ist noch zu klein," bemerkte die Marquise, „um zwischen Du und Sie unterscheiden zu können."

„Wenn er es noch nicht weiß," entgegnete der General, „muß er es lernen."

„Aber, Oheim," sagte die Gräfin, „ich verlange, daß meine Kinder mich duzen."

„Wie, Nichte," rief der General, „willst Du auch diese aus Frankreich uns überkommene Mode mitmachen, aus dem Lande, welches mit seinen Moden unsere Sitten verdirbt?"

„Wie können dadurch, daß Eltern und Kinder sich duzen, die Sitten verdorben werden?"

„Allerdings, Nichte, wie durch Alles, was die Achtung verringert, sei es was es wolle. Deshalb gefiel mir die alte Gewohnheit der Granden von Spanien, welche sich von ihren Kindern mit „Excellenz" anreden ließen."

„Das Duzen," meinte die Gräfin, „führt allerdings eine gewisse Art von Gleichheit herbei, wie sie unter Eltern und Kindern nicht stattfinden soll, und verringert dadurch ohne Zweifel die Achtung. Man sagt, es vermehre die Liebe; ich glaube es aber nicht. Würdest Du

mich, meine Tochter, etwa mehr geliebt haben, wenn Du mich geduzt hättest?“

„Nein, Mutter,“ entgegnete die Gräfin und umarmte sie zärtlich; „aber ich würde Sie deshalb nicht weniger geachtet haben.“

„Du bist immer eine gute, folgsame Tochter gewesen,“ sagte der General, „und Ausnahmen beweisen nichts. Kommen wir jedoch auf etwas Anderes. Ich bringe Euch eine Nachricht, die Euch sehr angenehm sein wird. Die schöne Korvette Iberia, welche von der Habana absegelte, ist in Cadix angelangt, so daß wir morgen wahrscheinlich Rafael umarmen werden. Wie glücklich ist doch dieser Bursche! Kaum schreibt er uns, daß er nach der Halbinsel zurückzukehren verlangt, so bietet sich ihm auch schon eine erwünschte Gelegenheit dar: der General-Capitän sendet ihn nämlich mit wichtigen Briefen zurück.“

Die Marquise und die Gräfin drückten noch ihre Freude über diese Nachricht aus, da öffnete sich die Thür und Rafael Arias stürzte sich in die Arme seiner Verwandten, die er wiederholentlich an sich drückte, worauf er dem General die Hand bot.

„Wie freue ich mich, Dich zu sehen, mein guter, mein lieber Rafael!“ sagte die Gräfin.

„Herr Jesus!“ fügte die Marquise hinzu, „Dank der heil. Jungfrau von Carmen, daß Du wieder da bist.

Was nöthigte Dich, bei Deinem hübschen Vermögen, über's Meer zu fahren, als wenn es bloß eine Sache wäre? Ich wette, daß Du seekrank gewesen bist."

„Die Seekrankheit wäre das wenigste, denn sie ist ein vorübergehendes Leiden," versetzte Rafael; „allein ich traf auf ein anderes Uebel, was von Tag zu Tage schlimmer wurde, das war die Sehnsucht nach meinem Vaterlande und nach allen meinen Lieben. Ich weiß nicht, ob dieselbe darin ihren Grund hatte, daß Spanien eine so vortreffliche Mutter ist, oder weil wir Spanier gute Söhne sind; so viel steht fest, daß wir nur an seinem Busen leben können."

„Eines wie das Andere hat seine Richtigkeit, mein lieber Neffe, Eines wie das Andere," wiederholte mit dem Lächeln großer Befriedigung der General.

„Die Habana ist ein sehr reiches Land, nicht wahr, Rafael?" fragte die Gräfin.

„Ja, Cousine," antwortete Rafael, „und als große Dame, die sie in der That ist, weiß sie reicher zu werden. Ihr Reichthum ist aber nicht ein solcher, der erst gestern erworben wurde und wie ein Bergstrom mit Geräusch dahinfließt, sich herabstürzt und verschwindet. Dort giebt es einen Reichthum, der sanft und ruhig fließt, wie ein tiefer Fluß, dem dauernde Quellen fortwährend die Fülle des Wassers spenden. Dort ist der Reichthum überall

verbreitet; er hat nicht nöthig, sich prahlerisch zu zeigen, alle Welt sieht und merkt ihn."

„Und die Frauen, haben sie Dir gefallen?" fragte die Gräfin.

„Es ist für mich ein fester Grundsatz," versetzte Rafael: „alle Frauen gefallen mir überall, die jungen, weil sie jung sind, die alten, weil sie jung waren, die kleinen Mädchen, weil sie jung sein werden."

„Ich verlange keine so allgemeine Antwort auf meine Frage; rede bestimmter, Rafael."

„Nun gut, Cousine: Die Habaneserinnen sind kostbare, mit Seide und Spitzen bedeckte weibliche Lazzaroni's, deren Atlasschuhe ein unnützer Schmuck für die winzig kleinen Füße sind, denn ich habe nie eine Habaneserin gehen sehen. Wenn sie sprechen, singen sie wie die Nachtigallen; sie leben vom Zucker, wie die Bienen, und rauchen wie die Dampfschornsteine. Ihre schwarzen Augen sind dramatische Gedichte und ihr Herz ist ein durchsichtiger Spiegel. Das Drama, bei dem Einem vor lauter Angst die Haut schaudert, paßt sich für diesen grünen Garten nicht, in welchem die Frauen ihr Leben damit hinbringen, daß sie in ihren Hängematten liegen, die sich zwischen Blumen schaukeln, und sich von ihren Sklavinnen mit gefiederten Fächern Luft zuwehen lassen."

„Weißt Du," sagte die Gräfin, „daß die öffentliche Meinung war, Du würdest Dich verheirathen?"

„Diese Sennora öffentliche Meinung, meine liebe Gracia, maßt sich heut die Stellung an, welche früher die Hofnarren der Könige einnahmen; wie diese, sagt sie Alles, was ihr einfällt, ohne sich darum zu kümmern, ob es wahr ist; also die Sennora öffentliche Meinung hat gelogen, Cousine."

„Man sagte noch mehr," fügte die Gräfin lächelnd hinzu. „Deine Zukünftige sollte zwei Millionen als Mitgift bekommen."

Rafael lachte.

„Ich kann mir denken, wie man darauf gekommen ist," sagte er; „allerdings wollte der General-Capitän einen derartigen Wechsel an mich endossiren."

„Und wer war meine muthmaßliche Cousine?"

„Häßlich wie die Sünde. Ihre linke Schulter strebte nach dem Ohr an derselben Seite, während die rechte sich im Gegentheil mit dem größten Widerwillen von dem ihr benachbarten Ohr abwandte."

„Und was gabst Du für eine Antwort?"

„Daß ich keinen Gefallen am „Verdruß" hätte, selbst wenn er vergoldet wäre."

„Das war nicht recht!" sagte der General.

„Ihr Rücken war nicht recht, Sennor."

„Du mußt nur wissen..." sagte die Gräfin, doch sie vollendete ihre Rede nicht, denn sie bemerkte den Aus-

druck einer schmerzlichen Erinnerung auf dem offenen Antlitz ihres Cousins.

„Ist sie glücklich?" fragte er.

„So weit man es in dieser Welt werden kann," versetzte die Gräfin. „Sie lebt sehr zurückgezogen, namentlich seitdem sie fühlt, daß sie guter Hoffnung ist, ein Ausdruck, dessen sich Don Federico bediente und der viel bedeutsamer ist, als der der Engländer: sich in interessanten Umständen befinden, den wir bei uns eingebürgert haben."

„Der lächerlichen Sucht gemäß, die nun einmal bei uns lebt und herrscht, das Fremde uns anzueignen," meinte der General. „Weshalb sagt man nicht geradezu: schwanger? weshalb muß man sich solcher lächerlichen und affektirten Redensarten bedienen? Ihr ahmt den Franzosen des vorigen Jahrhunderts nach, welche die heidnischen Göttinnen mit Reifröcken und gepudert darstellten."

„Und er?" fragte Arias.

„Hat sich gänzlich geändert, seit er geheirathet und sich mit seinen Verwandten ausgesöhnt hat. Er leitet sie in Allem. Jetzt wirkt er unter dem Beirath meines Gatten, mit dem er ganze Wochen auf dem Lande zubringt, für seine Güter. Kurz, er ist der Liebling der Familie, die ihn wie einen verlorenen Sohn aufgenommen hat."

„Man sieht hier wieder, daß unser Sprüchwort recht hat," sagte der General: „Einer, der als schlecht bekannt ist, ist mehr werth als ein Guter, den man erst kennen lernen soll."

„Und Eloisa?" fragte Arias weiter.

„Das ist eine lamentable Geschichte," versetzte die Gräfin. „Sie vermählte sich heimlich mit einem französischen Abenteurer, der sich Fürst von Rohan nannte und angab, er wäre ein Mitarbeiter von Dumas und von dem Baron Taylor abgesandt, um alterthümliche Kunstwerke anzuschaffen. Außerdem nannte er sich zum Unglück Abelardo. Sie ersah aus ihrem und seinem Namen, daß die Vorsehung sie für einander bestimmt hätte. Galt er ihr doch für einen Literaten, für einen Künstler und für ein Mitglied einer fürstlichen Familie. Sie glaubte daher in ihm das Ideal ihrer goldenen Träume gefunden zu haben. Ihre Eltern, die sich gegen diese Verbindung erklärten, erschienen ihr als Tyrannen des Melodrama, als Menschen, die mit ihren veralteten Ideen im Obscurantismus versunken wären ..."

„Im Spanolismus!" unterbrach sie der General ironisch. „Das erleuchtete Mädchen, durch Romane und sentimentale Dichtungen gebildet, verband sich mit diesem Schurken, der bereits zweimal verheirathet war, wie wir später erfuhren. Als er nach einigen Monaten ihre Mitgift durchgebracht hatte, ließ er sie in Valencia sitzen,

und sie ist nun entehrt, denn sie kann weder als ledig, noch als Wittwe, noch als verheirathet gelten. Ihr seht hieraus, meine Lieben, wohin die übertriebene und falsche Vorliebe für ausländisches Wesen zu führen vermag."

„Rafael, Du hättest ihr Unglück verhüten können," sagte die Gräfin.

„Ich?" rief ihr Cousin.

„Ja, Du," fuhr Gracia fort. „Du weißt recht gut, wie hoch sie Dich schätzte und wie viel sie auf Deine Ansichten gab."

„Allerdings," meinte der General, „waren Dir ja alle Fremden zugethan."

„Sprechen wir von etwas Anderem. Was ist aus unserm viel bewunderten, vortrefflichen A. Polo von Marmor geworden?" fragte Arias.

„Ein Mann der Politik," versetzte Gracia.

„Ich weiß es," sagte Rafael; „ich weiß bereits, daß er pseudonym als von la Tirania eine Ode gegen den Thron verfaßt hat."

„Arme Tyrannei!" bemerkte der General. „Ist der Baum gefallen, so schlagen Alle Holz von ihm. Bereits hat sie einen Tritt vom Esel erhalten."

„Ich weiß auch," fuhr Rafael fort, „daß er ein zweites Gedicht gegen die Vorurtheile, nämlich gegen den Aberglauben bezüglich der Zahl 13, gegen die Un=

trüglichkeit des Papstes, gegen das Umfallen eines Salzfasses und gegen die eheliche Treue geschrieben hat"

„Geh doch, Rafael!" rief die Gräfin lachend; „davon ist nichts in dem Gedicht enthalten."

„Wenn es gleich nicht die nämlichen Worte sind," entgegnete Rafael, „so ist doch das Meisterwerk in diesem Geiste abgefaßt und man wird es rechnen . . ."

„Zu den Motten, welche unsere Gesellschaft zernagen," sagte der General. „Ist sie erst vernichtet, so wollen wir sehen, was man an ihre Stelle setzen wird!"

„Ich weiß außerdem," fuhr Rafael fort, „daß A. Polo eine Satire verfaßt hat; denn für diese Dichtungsart hatte er eine große Vorliebe und schon seit langer Zeit keimten in seinem Schädel die Hörner des Marsyas. Diese Satire ist gegen die Heuchelei gerichtet und er nennt es Heuchelei, wenn man den Welt- und den Klostergeistlichen die zu ihrem Besten ausgestellten Anweisungen zahlt."

„Nun also," sagte der General, „in Folge dieser herrlichen Dichtungen hat er sich so viele Verdienste erworben, daß man ihm gestattet, an einer Oppositionszeitung mitzuarbeiten."

„Ich begreife das," versetzte Rafael, „und ich vermuthe, was darauf erfolgte; denn das ist eine Farce, die alle Tage aufgeführt zu werden pflegt. Er schnitt

die Feder in Form eines Eselskinnbackens und mit ihr bewaffnet zog er gegen die Philister der Gewalt zu Felde."

„Du hast es wie ein Prophet getroffen," bemerkte der General. „Ich weiß nicht, was er nun Alles ausgeheckt hat, aber er ist jetzt ein Mann geworden, der Geld hat, von „gutem Ton" überfließt und durch ewiges Hetzen Stärke gewinnt."

„Sicherlich wird er sich," sagte Rafael, „nun A. Polo von Marmor von Carrara nennen und, wenn er fortfährt, gegen den Adel und gegen die Standesunterschiede zu schreiben, wird er jedenfalls ein ehrenvolles Hofamt erhalten, etwa Großstallmeister des Parnasses. — Werde ich den Herzog in Madrid antreffen?"

„Nein, aber in Cordoba wirst Du ihn sammt seiner Familie finden."

„Der Herzog ist endlich meinem Rath gefolgt," sagte der General; „er hat sich aus dem öffentlichen Leben zurückgezogen. Alle Personen von Bedeutung müssen sich jetzt wie Achilles in ihre Zelte zurückziehen."

„Oheim, dann müßte ja Alles zu Grunde gehen," entgegnete Rafael.

„Man sagt," fuhr die Gräfin fort, „daß der Herzog sich jetzt ganz der Literatur widmet und etwas für das Theater verfaßt."

„Ich wette, daß der Titel des Stücks lauten wird: Die Ziege verlangt nach dem Berge,"*) sagte Rafael leise zur Gräfin. Er spielte dabei auf das Liebesverhältniß zwischen Maria und Pepe Vera an, welches aller Welt bekannt war, nur ihrem Manne und dem Herzog verborgen blieb.

„Schweige, Rafael!" entgegnete seine Cousine. „Wir müssen unsere Freunde in derselben Weise behandeln, wie die guten Söhne Noah's ihren Vater."

„Was sagt er?" fragte die Markise.

„Nichts," erwiederte die Gräfin; „er spricht von dem Stück, ohne es gelesen zu haben."

„Und Marienreiz?" fragte Rafael. „Haben sie ihre Verehrer in einem Wagen von echtem Golde auf das Kapitol hinaufgezogen?"

„Sie hat ihre Stimme verloren," antwortete die Gräfin, „in Folge einer Lungenentzündung. Wußtest Du das nicht?"

„Es ist mir so unbekannt, daß ich ihr die prächtigsten Anerbietungen überbringe, wenn sie Lust hat, auf dem Theater der Habana aufzutreten. Aber was ist denn aus ihr geworden?"

---

*) La cabra tira al monte, ein Sprüchwort, welches bedeutet: Jeder handelt nach den ihm angeborenen Neigungen.

„Da sie nicht mehr singen kann,“ sagte der General, „so wird sie wohl den Rath der Ameise in der Fabel befolgen und tanzen lernen.“

„Oder, was viel wahrscheinlicher ist,“ meinte die Gräfin, „sie wird ihre Fehler und den Verlust ihrer Stimme bejammern.“

„Aber, wo ist sie denn?“ fragte Rafael dringend.

„Ich weiß es nicht,“ versetzte die Gräfin, „und das thut mir leid, denn ich wünschte, ihr mit Rath und That beistehen zu können, wenn sie es nöthig hat.“

„Die hebe für solche Leute auf, die dergleichen verdienen,“ sagte der General.

„Alle Unglücklichen verdienen dergleichen, Oheim!“ erwiederte die Gräfin.

„Das ist wahr, liebe Tochter,“ bemerkte gerührt ihre Mutter. „Das Sprüchwort sagt: Gutes thue allerwegen, wem? sollst Du nicht überlegen; Böses scheue allezeit, denn es bringt nur Herzeleid.“

„Ich muß erfahren, wo sie sich befindet,“ fuhr Rafael fort, „denn ich habe einen Brief an sie mitgebracht.“

„Einen Brief? von wem?“

„Von ihrem Gatten.“

„Hast Du ihn gesehn?“ fragte die Gräfin mit Interesse. „Sagte man nicht, daß er nach Deutschland gereist wäre?“

„Das ist unwahr. Er schiffte sich mit uns nach der Habana ein. Wie verändert sah er aus! und wie unglücklich war er! Ich bin fest überzeugt, Sie hätten ihn nicht wiedererkannt; dabei war er immer so sanft, so gefällig, so gut! Kurze Zeit nach unserer Ankunft starb er am gelben Fieber."

„Er ist todt?" riefen gleichzeitig die Markise und ihre Tochter.

„Gott verleihe ihm seine Herrlichkeit!" fügte die Mutter hinzu.

„Die vermaledeite Sängerin hat diesen vortrefflichen Menschen auf dem Gewissen," sagte der General.

„Ich fürchtete mich nicht vor der Ansteckung," fuhr Rafael fort, „obwohl ich die Krankheit nicht gehabt hatte; daher ging ich zu ihm, als ich erfuhr, daß er darniederlag."

„Mein guter Rafael!" sagte die Gräfin und drückte ihm die Hand.

„Die Krankheit war so heftig, daß ich ihn bereits in den letzten Zügen fand; dabei war er jedoch so ruhig und so wohlwollend wie immer. Er dankte mir für meinen Besuch und sagte, er fühlte sich glücklich, vor seinem Tode noch ein befreundetes Antlitz zu sehen. Er bat mich dann um Feder und Papier und schrieb ein paar Zeilen; ich sollte sie nebst dem Todtenschein seiner Frau zukommen lassen. Darauf stellte sich Erbrechen ein

und er starb, die eine Hand in der des Priesters, der ihm den letzten Beistand leistete, die andere in der meinigen. — Ich lasse dieses Depositum bei Dir, Cousine, damit Du es durch eine zuverläßige Person nach Villamar sendest, wo sie wahrscheinlich sich bei ihrem Vater aufhalten wird. Hier ist der Brief," sagte Rafael und nahm ein sorgfältig zusammengelegtes Papier aus der Tasche. „Ich habe ihn bereits manchmal gelesen, wie man einen Hymnus liest."

Die Gräfin entfaltete den Brief und las:

„Maria! Du, die ich so heiß geliebt habe und die ich auch jetzt noch liebe; wenn meine Verzeihung im Stande ist, Dir einige Gewissensbisse zu ersparen, wenn mein Segen zu Deinem Glück beizutragen vermag, so empfange beide von meinem Todtbett aus.

Fritz Stein."

Sechzehntes Kapitel.

Wünscht der Leser, bevor wir uns für immer trennen, noch einen Blick auf den kleinen Winkel der Erde, den man Villamar nennt, zu werfen, der allerdings einem so ausgezeichneten Gast sehr fern ab liegen mag, so wollen wir ihn dahin geleiten, ohne daß ihn die Reise ermüden oder ihm Kosten verursachen soll. Und, siehe

da, ehe wir es uns versehen, sind wir bereits angelangt. Nun gut, mein lieber Leser: hier hast Du Merlin's Kappe; erweise mir die Gefälligkeit, Dich damit zu bedecken; denn wenn Du so sichtbar bleibst wie jetzt, könntest Du leicht den so ruhigen uud friedlichen Ort in Aufregung bringen, wie ein Teich, in dessen klares, stilles Wasser man irgend einen Gegenstand wirft, sogleich seine Durchsichtigkeit und seine Ruhe verliert.

Es sind vier Jahre verflossen; wir befinden uns im Sommer des Jahres 1848. Der Ort liegt so still am Meeresufer, wie es nur immer ein Angler sein kann. Wohlan, Du sollst einige von den öffentlichen und Privatereignissen erfahren, die sich während dieses Zeitraums hier zugetragen haben.

Wir beginnen mit der unglückseligen Inschrift, welche dem Alcalden so viele Unannehmlichkeiten verursacht hatte. Der Alcalde war ein Schmidt und pflegte zu sagen, das Eisen wäre nicht so hart, wie die Köpfe seiner Untergebenen. Die Inschrift war außerdem Ursache gewesen, daß der Schullehrer einen so fürchterlichen Fall gethan und Rosa Mystica drei Tage lang an Vapeurs gelitten hatte, während dagegen Don Modesto Guerrero über dieselbe in das höchste Erstaunen gerathen war.

Die übrigen Einwohner sahen diese Inschrift für eine öffentliche Bekanntmachung etwa von der Art an: Dieser Ort darf bei zwei Dukaten Strafe nicht verunreinigt werden.

Die andalusischen Platzregen, welche mehr dazu bestimmt scheinen, die Erde festzustampfen, als sie zu befeuchten, hatten die großen wie die kleinen Buchstaben der Inschrift fast ganz verlöscht.

Da nun der Alcalde fürchtete, daß ein solcher Anblick auf den Patriotismus der Bewohner einen ähnlichen Eindruck machen könnte, so beschloß er, dieses edle Gefühl durch eine wirksamere und gewichtigere Maßregel wach zu erhalten. Der Name Königsstraße beleidigte seine konstitutionellen Ohren. Er wollte ihn in einen patriotischeren umgestalten und erließ daher eine Bekanntmachung, daß er von nun an Straße der Söhne des Padilla lauten sollte.

Eben deshalb gab es nun aber eine kleine Emeute in Villamar; denn welcher Ort auf dem Erdkreise hat nicht in diesem Jahrhundert seine Emeute gehabt.

Es war nämlich ein Bewohner dieser Straße, der Cristobal Padilla hieß, gestorben und seine Söhne erbten natürlich das auf derselben belegene Haus. In demselben Falle befanden sich aber die Lopez, die Perez, die Sanchez, die daher energisch gegen einen so unbegründeten Vorzug protestirten. Vergebens setzte ihnen der Alcalde auseinander, daß die sogenannten Söhne des Padilla in früherer Zeit ein Verein freier Männer gewesen wären. Dagegen erklärten jene, sie wüßten recht gut, daß die Padillas freie Männer gewesen wären und

daß keiner ihnen diesen Titel streitig machen würde. Sie wären es aber ebenfalls, sie die Lopez, die Perez, die Sanchez wären von Anfang der Welt an frei gewesen und sie würden die Demüthigung nicht ertragen, sich die Padillas vorgezogen zu sehen; wenn aber der Alcalde auf seinem Kopf bestünde, so würden sie bei der kompetenten Behörde klagbar werden, denn es hätte noch immer höhere Tribunale gegeben, bei denen gegen Willkür und Ungerechtigkeit Schutz zu finden gewesen wäre, so daß also dergleichen Neuerungen sie nicht zu Grunde richten dürften.

Der Alcalde, dem solches Geschwätz zuwider war, schickte sie zu allen Teufeln.

Da er nicht wußte, unter welches Heiligen Schutz er sich begeben sollte, um Villamar einen modernen Anstrich zu geben, der es auf die Höhe der Zeit brächte, so fiel es ihm ein, der Straße, welche von dem Dorfe nach dem Hügel mit dem Begräbnißplatz und mit der Kapelle des Herrn der Hülfe führte, den Namen Weg von Urdax zu geben, um dadurch an die Schlacht zu erinnern, welche dem Vertrage von Vergara voranging.

Aber damit hatte er sich erst gar verrechnet. Jetzt machten die Weiber eine Emeute, und zwar eine ganz regelrechte Emeute unter der Anführung von Rosa Mystica in höchst eigener Person. Ihr Geschrei und ihre Klagen hätten Taube betäuben können.

„Was soll Urdax heißen?“ schrie die Eine.

„Was geht uns Urdax an?“ rief eine Andere.

„Wer wird Lust haben, sich in Urdax begraben zu lassen?“ kreischte ein altes Weib.

„Sennor Alcalde,“ sagte eine arme Wittwe, „wenn Sie es denn durchaus besser machen wollen, so verringern Sie die Abgaben, damit sie wieder so niedrig werden, wie zur Zeit des Königs, und lassen Sie Namen Namen sein.“

„Wenn Ihnen der Name Urdax so sehr gefällt,“ sagte ein Mädchen, „weshalb nehmen Sie ihn denn da nicht selber an?“

„Sennor,“ sprach Rosa Mystica voller Ernst, „dieser Weg ist der Kreuzweg und Sie entheiligen ihn mit diesem maurischen Namen.“

Der Alcalde hielt sich die Ohren zu und lief davon.

Da also alle seine schönen Ideen unausgeführt bleiben mußten, erklärte er, daß die Bewohner von Villamar dumme Bestien, Parteigänger aus der abscheulichen Zeit des Absolutismus, Feinde des socialen Fortschrittes und jeder Verbesserung und verächtliche Routiniers wären, die da nicht verdienten, freie Bauern und noch viel weniger freie Bürger zu heißen.

Nachdem er dieses furchtbare Anathema über die Bewohner von Villamar hatte ergehen lassen, befanden sich dieselben dabei ebensogut wie früher.

Bald darauf las man in einer bedeutenden Zeitung:

„Unser Korrespondent von Villamar (Nieder-Andalusien) schreibt uns: Die öffentliche Ruhe war an unserm Ort bedroht. Einige Böswillige, ohne Zweifel von Agenten der verhaßten Partei aufgestachelt, wollten sich den weisen Verbesserungen, den Maßregeln eines heilbringenden Fortschrittes widersetzen, welche unser würdiger Alcalde Don Perfecto Civico in's Werk zu setzen beabsichtigte, und zwar berief sich die Opposition dabei auf den nichtigen Vorwand, daß Verbesserungen und Fortschritt unnöthig wären. Die bewundernswerthe Kaltblütigkeit, die heldenmüthige Tapferkeit, von welcher dieser ausgezeichnete Beamte Zeugniß ablegte, schüchterten jedoch die Frechen ein und Alles ist zur Ordnung zurückgekehrt, ohne daß wir irgend einen ernstlichen Vorfall zu beklagen hätten. Die guten Patrioten mögen unbekümmert sein. Ihre Brüder zu Villamar werden die Ränke unserer Feinde zu Schanden zu machen wissen.

Da wir uns im Juli befinden, so ist es sehr heiß; wir können allerdings nicht bestimmt angeben, wie viel Grad, denn die Civilisation ist zu Villamar noch nicht so weit vorgeschritten, daß dasselbe einen Thermometer besäße. Die Ernte ist vortrefflich, namentlich im Artikel der Kürbisse, deren Menge und Umfang den ehrenwerthen Anpflanzern derselben Befriedigung und Vergnügen gewährt Der Patriot Modell."

Es ist wohl nicht erst nöthig zu bemerken, daß dieses Modell eines Patrioten der Alcalde selbst, der Verfasser des Artikels war.*)

Er hatte sich als Thierarzt in der Welt umgesehen und war dadurch in Bezug auf moderne Ideen und fortgeschrittene Aussichten zu einer staunenswerthen Höhe gelangt. Er sprach viel und war sein eigener Zuhörer, so daß es ihm nie an einem Auditorium fehlte. Zugleich war er der einzige Repräsentant seiner Partei zu Villamar, wie der Arzt, Stein's Nachfolger, die rechte Mitte repräsentirte.

Der Anhang des Geistlichen, der Rosa Mystica und der guten Frauen, zu denen die Tante Maria gehörte, stand auf Seiten der alten Ideen. Der des Ramon Perez und anderer Sänger hatte keine politische Farbe. Der des José und anderer armen Leute seiner Art vermißte das frühere Gute und beklagte das gegenwärtige Uebel, ohne dessen Ursprung ermitteln zu können. Es blieb nur noch der Schreiber übrig; der war, wie dies in so kleinen Ortschaften vorzukommen pflegt, ein frecher Schurke, der eifrigste Vertheidiger der siegreichen Partei und, was noch

*) Wir empfehlen unsern Lesern die Lektüre von Lagrimas, eines andern Romans unsers Verfassers, in welchem die Geschichte des guten patriotischen Alcalden Don Perfecto Civico und seiner Familie erzählt wird.

schlimmer war, ein eingefleischter Verfolger der besiegten; eine bösartige, niederträchtige Bestie, die sich nur durch baares Geld bändigen ließ.

Doch kehren wir zu unserer Aufgabe zurück.

Der Thurm des Forts von San Cristobal war eingestürzt und mit ihm war die letzte Hoffnung des Don Modesto verschwunden, sein Fort in derselben Reihe mit Gibraltar, Brest, Cadix, Dünkirchen, Malta und Sebastopol glänzen zu sehen.

Nichts hatte aber bei unsern Freunden, den Bewohnern von Villamar, so großes Staunen erregt, als die Veränderung, die mit dem Laden des Barbiers Ramon Perez vorgegangen war.

Der Vater des Ramon Perez war einige Monate nach Mariens Abreise gestorben und der Sohn hatte nun nicht länger dem Verlangen widerstehen können, gleichfalls nach der Hauptstadt zu gehen, indem er den Schritten einer Undankbaren folgte, die ihm einen geschmacklosen Fremden vorgezogen hatte. Er trat daher die Reise an und kehrte nach vierzehn Tagen mit Folgendem zurück:

Erstens: mit einem unerschöpflichen Vorrath von Lügen und Aufschneidereien;

Zweitens: mit einer unendlichen Zahl italienischer Gesänge, einer immer abscheulicher wie der andere;

Drittens: so steif wie ein Ladestock, mit einem We-

sen, als wollte er sagen: was geht das mich an? mit einer Unverschämtheit, mit einem Sans Façon, daß er im Stande war, alle Bewohner von Villamar in Verzweiflung zu bringen, deren unglückliche Ohren und noch unglücklichere Kinnbacken lange Zeit trauriges Zeugniß von diesen neuen Errungenschaften ablegten;

Viertens: mit dem allerkläglichsten Bestreben, dem Löwen der Barbiere, Figaro, nachzueifern, den er unglücklicher Weise in Sevilla auf dem Theater hörte. Demgemäß hatte er dafür Sorge getragen, daß der Alcalde den Weg des Fortschrittes verließ, um ihn auf den des Grafen von Almaviva zu bringen. Da jedoch der Alcalde verheirathet war, so hielt es erstlich schwer, in Villamar eine Rosina aufzufinden, die diesen Uebelstand beseitigt hätte. Zweitens stammte die Alcaldin aus Galizien; sie war eine außerordentlich starke, robuste Person und daher viel furchtbarer in seinen Augen, als es der Doktor Bartolo in denen seines Modells gewesen war.

Noch etwas Anderes hatte Ramon Perez von seinen Reisen mitgebracht, das er aber Niemandem offenbarte. Es hatte damit folgendes Bewenden: Eines Abends durchzog er die Straße, auf welcher Marienreiz wohnte. Weil er dabei wie ein Wallfisch seufzte, so erregte dies die Aufmerksamkeit eines jungen Mannes, der, bis an die Augen in seinen Mantel gehüllt, an einer Ecke auf der Lauer stand. Dieser näherte sich ihm und sagte ihm

weiter nichts als: Fort! Ramon wollte darauf etwas erwiedern, aber er erhielt einen so heftigen Fußtritt, daß die Beule, die eine Folge desselben war, ihn auf der Reise gewaltig belästigte, denn der Stoß hatte eine Stelle getroffen, die fortwährend mit dem Sattel in Berührung kam.

Ein Umstand, den wir erst später aufklären werden, verschaffte dem Barbier eine erkleckliche Summe Geldes. Nun erwachten seine Erinnerungen an Sevilla und an Figaro mit erneuter Kraft. Seinen Laden stattete er mit asiatischem Luxus aus: prächtige, smaragdgrün gemalte Stühle, römische Nägel so groß wie Suppenschüsseln, um daran die fingersstarken Handtücher aufzuhängen, Kupferstiche, die einen sehr langen Telemach, einen sehr bärtigen Mentor und eine sehr magere Kalypso vorstellten, das waren die Verzierungen, die miteinander wetteiferten, dem Etablissement Glanz zu verleihen. Ramon behauptete mit einer Zuversicht, die um so größer war, als er sich selbst davon überzeugt hielt, daß diese Bilder den heil. Johannes, den heil. Petrus und die Magdalena vorstellten. Einige Unzufriedene bemerkten kopfschüttelnd, daß Alles sich im Laden des Ramon Perez erneuert hätte, nur die Rasirmesser nicht; er aber entgegnete, sie wären gar seltsame Leute, die noch nach alter Weise auf den Grund der Dinge gingen; damit wäre

es jetzt nichts: jetzt gelte einzig und allein die Regel, auf das Aeußere, auf den Schein zu sehen.

Was aber die Villamariner in das höchste Erstaunen versetzte, das war ein furchtbares Schild, welches fast die ganze Vorderseite des Barbierhauses bedeckte. In der Mitte war mit bewundernswerther Kunst ein Fuß gemalt; es schien ein chinesischer Fuß von gelblicher Farbe zu sein, dem ein Blutstrahl, ein würdiger Rival der Wasserkünste zu Aranjuez und Versailles, entstieg. Zu beiden Seiten bildeten zwei ungeheure, nur halbgeöffnete Rasirmesser zwei Pyramiden; zwischen denselben befanden sich kolossale Zähne. Ringsherum zog sich eine Guirlande von Rosen, die den Scheiben rother Rüben glichen, und von der Guirlande hing ein Paar übergroßer Scheeren herab. Um seinen Luxus recht zu zeigen, hatte Ramon Perez den Maler beauftragt, die Vergoldungen nicht zu schonen, und der Künstler hatte dieselben in folgender Weise angebracht: an den Dornen der Rosen, an den Klingen der Messer und an den Nägeln des Fußes. Dieses Schild besagte, was Alle wußten, daß allda barbiert und zur Ader gelassen würde, und außerdem auch Zähne ausgezogen und Haare geschnitten werden könnten.

Es erwies sich, daß das Schild viel zu groß und zu schwer für die Wand des Ramon'schen Hauses war, da dieselbe nur aus Steinen und Lehm bestand. Daher

mußten zwei Pfeiler von Ziegelsteinen zu beiden Seiten der Thür aufgeführt werden, um das Schild zu stützen. Dieser Bau bildete am Eingang des Hauses eine Art von Portal oder Frontispiz, und Ramon Perez behauptete mit einer ernsten, unerschütterlichen Dreistigkeit, dasselbe wäre eine genaue Kopie der Lonja zu Sevilla, jenes Meisterwerkes unsers großen Architekten Herrera.

Da nun der Leser mit dem bekannt geworden ist, was sich hier früher begeben hat, nehmen wir jetzt den Faden der Gegenwart wieder auf.

So tief war die Stille in diesem Winkel der Welt, daß man von weitem den Gesang eines Mannes vernahm, der sich mit der Guitarre begleitete. Er sang aber keine volksthümlichen Lieder, sondern eine sentimentale Ballade, die Atala. Dabei war das Schlimme noch das, daß er so entsetzliche Triller, so zerzauste Koloraturen und so scheußliche Kadenzen mit anbrachte, und daß die Verse so schlecht waren; Chateaubriand hätte daher mit vollem Recht Dichter, Komponisten und Sänger, als schuldig des Mißbrauchs der Popularität, vor ein Schiedsgericht fordern können.

Der Gesang ertönte aus dem beschriebenen Barbierladen, und der Sänger war der Besitzer desselben, der vortreffliche Ramon Perez.

Er sang mit einem solchen Ausdruck und mit einer solchen Begeisterung, daß er selbst bis zu Thränen ge-

rührt wurde. Vor dem Sänger stand kerzengerade wie immer Don Modesto Guerrero und hörte ernst und aufmerksam zu. Wie glich er dem würdigen Mentor, der die Wand zierte, nur war er besser rasirt wie dieser, und sein Hemdkragen stand glatter und steifer in die Höhe.

Plötzlich öffnete sich im Hintergrund des Ladens eine Thür und herein trat eine Frau mit einem Kinde auf dem Arm, während ein anderes ihr weinend folgte und sich an ihren Rock anhielt. Die Frau war blaß und mager, dabei sah sie stolz aber verdrossen aus. Sie trug ein verschossenes, altes Flortuch; die schlecht gekämmten, zerzausten, von keinem Kamm zusammengehaltenen Haare hingen bis auf die Erde herunter. Ihre seidenen Schuhe waren niedergetreten; lange goldene Bommeln zierten ihre Ohren.

„Schweige, schweige, Ramon!" sagte sie mit heiserer Stimme. „Zerreiße mir doch nicht die Ohren. Lieber will ich das Gekrächze aller Raben der Gegend und das Gemiauze aller Katzen des Dorfes hören, als die Art und Weise, wie Du die ernste Musik zerhackst. Tausend Mal habe ich Dir schon gesagt, daß Du Volkslieder singen sollst. Das geht so so und läßt sich ertragen. Deine Stimme ist biegsam und es fehlt Dir nicht die Anmuth, die zu dieser Art von Liedern erforderlich ist. Aber bei Deiner unglückseligen Leidenschaft, kunstgerecht zu singen, möchte man aus der Haut fahren. Ich sage Dir das

und Du weißt, daß ich etwas davon verstehe. Deine albernen Triller greifen meine Nerven dergestalt an, daß, wenn Du mich noch weiter dieser Qual aussetzen solltest, ich für immer Dein Haus verlassen würde. Schweige," fügte sie hinzu, indem sie dem weinenden Kinde einen Schlag auf den Kopf versetzte; „schweige, Du blökst gerade so wie Dein Vater."

„Gehe mit allen Heiligen und auf der Stelle!" versetzte der in seiner Eigenliebe auf's Höchste gekränkte Barbier. „Mache, daß Du fortkommst, und kehre nicht eher wieder, als bis ich Dich rufe; auf die Weise kannst Du in alle Ewigkeit fortlaufen."

„Wie? Du sagst, Du wirst mich nicht zurückrufen?" rief die Frau; „das wäre wohl eine allzu große Gnade für mich, die von Granden und von Gesandten, von der ganzen Residenz geladen wurde. Weißt Du Tölpel, Du Flegel, Du Meister Ungeschick denn nicht, was man für Geld daran wandte, blos um mich zu hören?"

„Wenn diese Herren," sagte der Barbier, „Dich jetzt sehen sollten, mit Deinem Essiggesicht, und sie hörten diese heiser gackernde Stimme, ich bin überzeugt, sie werden gern das Doppelte geben, um Dich nicht zu sehen und zu hören."

„Wer hat mich in dieses elende Nest gebracht und in diesen bäuerischen Anzug?" rief die Frau wüthend. „Wer hat mich verheirathet mit diesem Bartschinder,

mit diesem hergelaufenen Kerl, der, nachdem er mit der mir vom Herzog geschickten Mitgift fertig geworden ist, sich erfrecht, mich zu beleidigen? mich, die berühmte Maria Santalo, die so großes Aufsehen in der Welt gemacht hat?"

„Es wäre besser für Dich gewesen, wenn Du nicht so viel Aufsehen gemacht hättest," sagte Ramon, der, von dem Gesang: die Atala, begeistert, äußerst muthig geworden war, zumal da er hatte hören müssen, daß derselbe so geringschätzig behandelt wurde.

Wie die Frau diese Worte hörte, stürzte sie auf ihren kleinen Mann zu, der vor lauter Angst kaum noch so viel Zeit übrig behielt, um seine Guitarre auf einen Stuhl zu legen, und fortlief.

An der Thür stieß er an Jemanden, den er fast zu Boden geworfen hätte, der sich jedoch an die Thürpfoste klammerte.

Kaum erblickte ihn Maria, so brach sie in ein helles Lachen aus, das eben so heftig war, wie kurz zuvor ihre Wuth.

Dieser Jemand war Momo, dessen einer Backen furchtbar angeschwollen war. Er trug ein Tuch um sein entstelltes Gesicht und wollte sich von dem Barbier einen Zahn ausziehen lassen.

„Was für eine abscheuliche Erscheinung!" rief Maria und lachte in einem fort. „Man sagt, daß der Sergeant

von Utrera vor Häßlichkeit zerplatzte. Wie kommt es, daß es Dir nicht ebenso ergeht? Du würdest selbst der Furcht Schrecken einjagen. Weshalb ist Dein Backen schwanger? Er wird eine Melone gebären, und darin kannst Du für Geld Unterricht ertheilen. Willst Du, daß man Dich zeichnen soll, damit Du in die illustrirte Zeitung kommst, die auf Seltsamkeiten Jagd macht?"

„Ich komme," sagte Momo, „daß Dein Raton Perez mir einen verdammten Zahn ausziehen soll, und nicht, daß Du mich mit Schmähreden überschütten sollst; aber Du warst eine Möwe, Du bist eine Möwe und Du wirst eine Möwe sein."

„Kommst Du, damit man Dir Alles, was Du Verdammtes in Dir hast, herauszieht," versetzte Maria, „so wird man mit Deinem Herzen und mit Deinem Innersten den Anfang machen müssen."

„Bei allen Katzen! spricht die vom Herzen und vom Innersten!" entgegnete Momo, „sie, die ihren Vater unter fremden Händen umkommen ließ und sich nicht einmal seines Namensheiligen erinnerte, geschweige denn ihm eine Unterstützung zukommen ließ."

„Und an wem lag die Schuld, ruchloser Tölpel?" antwortete Maria. „Es wäre nicht dazu gekommen, wenn Du dich nicht wie ein dummer Kerl benommen und Madrid verlassen hättest, ehe Dein Auftrag ausgeführt war. Du ranntest nach Hause mit der Nachricht

von meinem Tode. Als ich nun hierher kam, weil ich meinen Vater noch am Leben glaubte, sahen mich Alle für einen Geist aus der andern Welt an. In Deinen Gedanken, die so stumpf sind wie Deine Nase, erschien Dir das, was doch bloß auf der Bühne vorgestellt wurde, als pure Wirklichkeit."

„Vorgestellt wurde!" rief Momo. „Du sprichst immer, daß Alles bloß erdichtet war. Es steht so viel fest: hätte Dir der Telo einen regelrechten Dolchstoß gegeben, und hätte Dich Dein Mann nicht geheilt, den alle Welt beweint, nur Du nicht, so hätten Dich jetzt schon die Würmer gefressen und Deine Bekannten würdest Du dann schon in Frieden lassen. Was mich betrifft, mir sollst Du nichts anhaben, Du betrügerisches Ding Du!"

„Merke Dir, Du Anderthalbgesicht," sagte Maria, indem sie ihre Hand öffnete und sie ihm vor die Nase hielt, „ich werde hundert Jahre leben, Dir zum Aerger, und Deine Stumpfnase werde ich schon noch wachsen lassen."

Momo sah Maria mit würdevoller Verachtung an, so weit er dies mit seinem schiefen Gesicht zu Stande bringen konnte, und brummte vor sich hin, indem er den Zeigefinger bald hob, bald senkte: „Möwe warst Du, Möwe bist Du, Möwe wirst Du sein."

Darauf drehte er ihr keck den Rücken.

Wie Don Modesto sah, daß auf den Streit der Ehe-

leute Gelächter folgte, Dank der häßlichen und lächerlichen Gestalt Momo's, die nur der Griffel eines Cruikshank darzustellen vermöchte, benutzte er diese Gelegenheit, um sich unbemerkt von diesem Kampfplatz zu entfernen. Unsere Leser wissen, daß Don Modesto ein ernster, stiller Mann war und einen tiefen Widerwillen gegen Alles hatte, was nach Zank, Streit und Hader jeder Art aussah. Kaum hatte er jedoch, sehr vergnügt über seinen glücklichen Rückzug, sein Haus betreten, so standen ihm neue Schrecknisse bevor. Das gesunde Auge Rosita's sah nämlich streng, zornig und drohend aus, wie ein Soldat unter den Waffen, und ihr ernster, zusammengekniffener und Achtung gebietender Mund wie ein Richter auf dem Richterstuhl.

Wir müssen vor Allem bemerken, daß die guten Eigenschaften Rosita's ebenso wie ihre Fehler mit den Jahren zugenommen hatten. Ihr Sinn für Reinlichkeit war wahrhaft peinlich geworden. Jedesmal mußte Don Modesto seine Schuhe wechseln, wenn er sie besuchte. Hätte Rosita gewußt, daß die Neugierigen, welche den Palast des Prinzen von Oranien in Brüssel in Augenschein nehmen wollen, sich der Filzschuhe bedienen müssen, sie hätte gewiß auch zu diesem Mittel gegriffen, um die groben Espartomatten zu schützen, welche das zersprungene Ziegelpflaster ihres Zimmers bedeckten. Machte Don Modesto einen Oelfleck auf's Tischtuch, so gerieth

sie außer sich; war es gar ein Fleck von Rothwein, so zerfloß sie in Thränen. Ihre Enthaltsamkeit und Nüchternheit reichten an die Grenzen des Möglichen, und es schien, als wenn sie mit jener Manuela Torres, der berühmten Frau aus dem Dorfe Gansar, wetteifern wollte, die kürzlich gestorben war, nachdem sie vierzig Jahre lang weder etwas gegessen noch getrunken hatte.

„Rosita," sagte Don Modesto, „früher aßen Sie so viel, als ein Vogel im Schnabel forttragen kann, aber jetzt bestätigen Sie es, daß das, was man vom Chamäleon erzählt, keine Fabel ist."

„Sie sehen," entgegnete Rosita, „daß ich mich einer vortrefflichen Gesundheit erfreue. Dies beweist, daß wir nur wenig zum Leben bedürfen und daß alles Uebrige nichts als Unmäßigkeit ist."

Ihre Strenge hatte sich in ein verbissenes Wesen umgewandelt. Während sie sich auf das Ernstlichste von ganzem Herzen der heil. Jungfrau des Friedens empfahl, sagte sie zu Don Modesto:

„Es schickt sich recht hübsch für einen Mann von Ihrem Alter und von Ihrer Würde, der Sie eine der Spitzen des Dorfes sind und der sich gedruckt in der Zeitung gesehen hat, jene unbesonnenen Leute — denn ich will mich keines andern Ausdrucks bedienen — zu besuchen und sich in ihre ehelichen Zwiste mit einzulassen, die für die ganze Gegend ein Aergerniß sind."

„Aber, Rosita," versetzte Don Modesto, „ich befasse mich ja mit ihrem Gezänk gar nicht; ich war ja schon da, als es erst losging."

„Wenn Sie diesen Bartschinder, diesen ewigen Sänger nicht besucht, wenn sie nicht mit offenem Munde seinen unsittlichen Liedern zugehört hätten, so würden Sie nicht Zeuge dieses Skandals geworden sein."

„Rosita, so bedenken Sie doch, daß ich mich von Zeit zu Zeit rasiren lassen muß, da ich ja sonst wie ein Regimentszimmermann aussehen würde, daß mich der gute Ramon Perez umsonst rasirt, wie dies früher sein Vater that, und daß Politik und Dankbarkeit es erheischen, ihm geduldig zuzuhören, wenn er mir was vorsingt. Auch hat er nichts gesungen, was unanständig gewesen wäre, sondern einen Gesang, wie ihn die feinen Leute singen, und in welchem ein junges Mädchen, Namens Atala, sagt ..."

„Was wollen Sie mir da für Albernheiten erzählen, Don Modesto?" sagte Rosita unwillig. „Als wenn ich nicht wüßte, was das christliche Jahr vom Atila erzählt, der ein König der Barbaren war. Mit diesen zog er gen Rom, aber die Beredtsamkeit des damaligen Papstes, des heil. Leo des Großen, gewann über ihn den Sieg. Wenn Sie behaupten, daß es ein junges, verliebtes Mädchen gewesen ist, wogegen die gesunde Vernunft und das christliche Jahr streiten, nun, wohl

bekomme es Ihnen und Ramon Perez. Das erleuchtete Jahrhundert, wie es dieser Karaibe von Alcalde nennt, der den Kreuzweg in einen Urdaxweg umwandeln wollte, verdreht alle Ideen. Daher glauben Sie denn auch, weil es Ihnen so beliebt, daß es ein Mädchen war, welches die wilden Heere der Barbaren anführte. Was die weltlichen, unanständigen Lieder betrifft, so wissen Sie, daß sich dieselben weder für mein Alter, noch für meine Denkweise schickten. Aber die Männer haben ihre Ohren immer für verliebte Dinge offen. Sie zerschmelzen, wenn sie die Gesänge dieser Leute hören, dagegen habe ich gesehen, ja, ich habe es gesehen, daß Sie beim Fest des heil. Juan Nepomuceno — dieses Musters eines Beichtvaters — wie zuletzt die Verse zu Ehren des Heiligen gesungen wurden, wie ein Klotz schliefen."

„Ich, Rosita? Herr Jesus! Bedenken Sie doch, daß Sie sich vollständig getäuscht haben. Ich hielt allerdings die Augen geschlossen, und indem ich mich so innerlich sammelte, glaubten Sie, daß ich in einen unehrerbietigen Schlaf verfallen wäre."

„Streiten wir nicht miteinander, Don Modesto, denn Sie wären im Stande, mit der größten Frechheit gegen das achte Gebot zu sündigen. Aber kommen wir wieder darauf zurück, wovon wir zuerst sprachen. Ich sage Ihnen, es ist eine Schande, daß Sie mit diesen Leuten ein Herz und eine Seele sind."

„Ach, Rosita! wie können Sie in solcher Weise von dem guten Ramon sprechen, der mich umsonst barbirt, und von der berühmten Marienreiz, der Generale und Minister Beifall zugerufen haben."

„Das hindert nicht," erwiederte Rosa Mystica, „daß sie zum Schauspielervolk gehörte, welches früher excommunicirt war und es wieder werden sollte. Ich möchte wissen, weshalb es noch nicht geschehen ist."

„Es ist anzunehmen, daß es damals mit dem Theater schlecht bestellt war," sagte Don Modesto, „während es jetzt nach dem Feuilleton der Zeitung eine Schule der Sitten ist."

„Das Theater eine Schule der Sitten! Es ist nicht zum aushalten! Sie sind auf dem Wege, ein lasterhafter Mensch zu werden, Don Modesto. Das ist ja noch viel schlimmer, als in der Kirche schlafen. Wie? gilt Ihnen die Zeitung für die heil. Schrift? Ich sage Ihnen, Sennor, der Papst hat sehr unrecht daran gethan, die Excommunication über diese unanständigen Frauenzimmer wieder aufzuheben."

„Jesus, Maria und Joseph!" rief Don Modesto erschrocken. „Sie unterfangen sich, das, was der Papst thut, zu verdammen, und das gerade jetzt, wo man Hymnen zu seinem Lobe singt, wie die Zeitung sagt?"

„Es ist schon gut!" versetzte Rosita. „Ich verstehe das besser wie Sie, und ich werde mich wohl in Acht

nehmen, das zu verdammen, was der Papst thut; ich bescheide mich bei dem Wunsch, daß wir nicht nach dem Hymnus das Miserere singen mögen. Aber um auf jenes Weib zurückzukommen, der so viele Leute Beifall gespendet haben, glauben Sie, daß dieser alberne Beifall ihr wegen ihrer schlechten Thaten und wegen ihres verderbten Charakters die Absolution ertheilt?"

„Seien Sie nicht eine so strenge Richterin, Rosita. Von Grund ihres Herzens ist sie nicht böse; sie hat mir eine Kokarde für meinen Hut gemacht."

„Sie hat das gethan, um ihren Spott mit Ihnen zu treiben, denn statt der Kokarde gab sie Ihnen eine schüsselgroße Rübenscheibe. Wie? sie ist von Grund ihres Herzens nicht schlecht, sagen Sie? und sie hat ihren Vater, der sie so sehr lieb hatte, allein, arm und vergessen sterben lassen, während sie auf der Bühne ihre Triller schlug?"

„Aber, Rosita, sie wußte ja nicht, daß es so schlimm mit ihm stand."

„Sie wußte, daß er krank war, und das war genug. Wenn der Vater leidet, darf die Tochter nicht singen. Ein Weib, die es so weit bringt, daß ihr armer Mann fliehen muß und vor Scham in Westindien stirbt! . . ."

„Er starb an einer Epidemie," bemerkte der Veteran.

Die gestrenge Lehrerin erhitzte sich immer mehr und fuhr fort: „Sie soll gut sein, sie, die einzige aus dem

Dorf, welche nicht bei der Tante Maria in ihrer letzten Krankheit wachte, bei der Tante Maria, die sie so liebte und die ihr so viel Gutes erwiesen hat; die einzige, welche bei dem Begräbniß fehlte, die einzige, die für sie nicht in der Kirche betete und ihr auf dem Kirchhofe keine Thränen nachweinte."

„Sie hatte eben in Wochen gelegen, und innerhalb der üblichen Frist wäre es nicht rathsam gewesen."

„Was verstehen Sie vom in Wochen liegen und von der üblichen Frist?" rief Rosa Mystica, durch die Mühe, mit der Don Modesto seine Freunde zu vertheidigen suchte, nur noch mehr gereizt. „Sind Sie jemals niedergekommen, um solche Dinge zu verstehen? Die soll von Grund ihres Herzens gut sein, die, als Bruder Gabriel bald nach seiner Wohlthäterin starb, lachend meinte, sie hätte bis dahin geglaubt, nur auf dem Theater stürben die Leute aus Liebe und Herzeleid?"

„Armer Bruder Gabriel!" sagte Don Modesto, gerührt durch die Erinnerungen, die durch seine Wirthin auf's Neue wach wurden. „So lange er lebte, ging er jeden Freitag zum Herrn der Hülfe, um von ihm einen sanften Tod zu erflehen; seit dem Tode seiner Wohlthäterin geschah es jeden Tag, denn es verblieb ihm nur noch der Herr der Hülfe, der ihn verstand und tröstete. An einem Freitagmorgen traf ich ihn knieend am Gitter der Christuskapelle, das Haupt über die Stangen

gebeugt. Ich rief ihn an, er gab keine Antwort. Da trat ich heran . . . er war todt! Gestorben war er, wie er gelebt hatte, schweigend und allein. Armer Bruder Gabriel!" fügte der Kommandant nach einigen Augenblicken feierlicher Stille hinzu: „Du bist gestorben, ohne Dein Kloster wieder hergestellt zu sehen. Auch ich werde sterben und mein Fort wird noch nicht wieder aufer-baut sein!"

Ende der Möwe.



Druck von Graß, Barth & Comp. (W. Friedrich) in Breslau.

ltung erlangt, weil die Objektivität der Darstel
ne Produktionskraft, die sich darin darthut, ihre Se
inem Phänomen unter den weiblichen Talenten
n. Kaum die englischen Schriftstellerinnen haben
e einen Vergleich mit Henriette Paalzow
ben und die deutschen lassen sich immer nur von
nd Leid in die Feder diktiren und sind subjektiv
it. — In der Art der Ausarbeitung der gemälde
enriette Paalzow die Begabung einer Künst
: sie war Malerin und Dichterin, nicht ein
n. Gestaltungstrieb und Farbensinn waren ihr
vorhanden. Alle ihre Romane sind eigentlich
ch einer der geistreichsten Verehrer derselben, Alexan
mboldt, der Verfasserin einst geschrieben hat.

Literaturblatt Nr. 4 zum deutschen Kunstbla

hriftsteller-Leben. Briefe der Verfasserin an
e-Castle an ihren Verleger. Mit dem